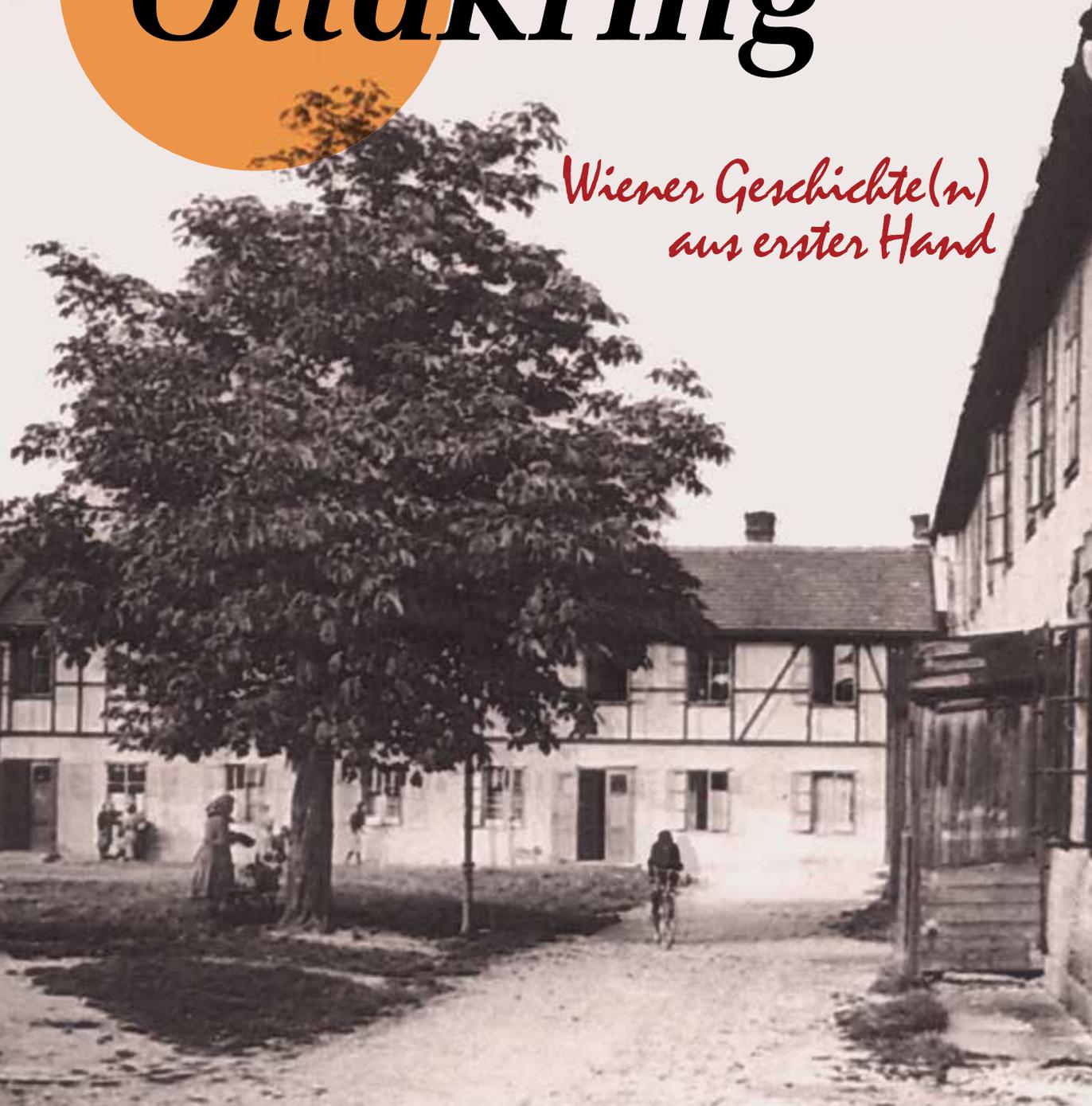


Spurensuche in
Ottakring

*Wiener Geschichte(n)
aus erster Hand*





WO SICH EIN KREIS VON SCHÖPFERN FINDET
WÄCHST HUNDERTTAUSENFACHE GART:
DENN MENSCHEN RAUM UND ZEIT VERBINDET
ZUM WOHLF IMMER NUR DIE TAT

4a

Ein Stück lebendige, berührende Geschichte Wiens



Die Geschichte einer Stadt ist immer die Summe der Lebensgeschichten ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Im vorliegenden Buch „Spurensuche in Ottakring“ wurde bewegende Alltagsgeschichte festgehalten. Es schildert, wie die Menschen in der Barackensiedlung *Negerdörfel* trotz aller Widrigkeiten, katastrophaler Ereignisse, die die damalige Zeit mit sich gebracht hat, und schwieriger persönlicher Umstände zusammengehalten und eine solidarische Gemeinschaft gebildet haben. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die aus ihrer Kindheit im *Negerdörfel* berichten, haben diesen Zusammenhalt in berührenden Bildern beschrieben. Die Solidarität hat sie nachhaltig geprägt, Freundschaften haben ein Leben lang gehalten.

Dank des sozialen Wohnbaus leben die meisten Menschen heute in Wien in gut ausgestatteten Wohnhäusern. Die Stadt Wien sorgt durch 220.000 Gemeindewohnungen und ebenso viele geförderte Wohnungen für qualitätsvolles Wohnen zu kostengünstigen Mietpreisen. Auch die alltäglichen Abläufe und die sozialen und familiären Umstände haben sich verändert. Das „Wohnen“ findet meistens nur in den eigenen Wänden statt, ein Kontakt zu den Nachbarinnen oder Nachbarn ergibt sich in der Regel gar nicht – obwohl es oft den Wunsch nach mehr Gemeinschaft gibt.

Auch mir ist das Miteinander, der gute nachbarschaftliche Umgang der Mieterinnen und Mieter ein großes Anliegen. Ich freue mich daher besonders über das Projekt „Spurensuche in Ottakring“, das auf Initiative von **wohnpartner**, dem Nachbarschafts-Service im Wiener Gemeindebau, entstand. Es führt uns in eine Zeit, die es nur noch in der Erinnerung gibt, die aber unser aller Geschichte ist. Und es berichtet von einem Zusammenhalt, der auch heute für uns beispielgebend sein kann.

Viel Freude bei der „Spurensuche in Ottakring“
wünscht Ihnen

Dr. Michael Ludwig
Wiener Wohnbaustadtrat

Über wohnpartner:

Die MitarbeiterInnen von wohnpartner führen vielfältige Maßnahmen und Projekte durch, um das Zusammenleben und die gute Nachbarschaft im Gemeindebau zu fördern und weiter zu verbessern. Dazu zählen neben der Initiative „Willkommen Nachbar!“ der 1. Wiener Gemeindebauchor, Urlaub im Gemeindebau, die BewohnerInnen-Zentren oder MieterInnen-Initiativen wie das Hofcafé und zahlreiche andere Aktivitäten und Veranstaltungen. Darüber hinaus vermittelt der Nachbarschafts-Service bei Meinungsverschiedenheiten zwischen NachbarInnen und führt kostenlose Mediationen durch.

www.wohnpartner-wien.at



Der Weg zum **Franz-Novy-Hof**



Ich möchte Sie herzlich dazu einladen, sich gemeinsam mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auf Spurensuche in Ottakring zu begeben. Vor 101 Jahren entstand zwischen der Zagorski-, Gablenz-, Pfenniggeldgasse und Herbststraße eine Siedlung mit 128 Wohnungen für mittel- und obdachlose Familien.

Die Zimmer-Küche-Wohnungen mit Toiletten und Wasser am Gang, mit Heizmöglichkeit und Gaslicht versprachen für damalige Verhältnisse eine ungewöhnlich hohe Wohnqualität. Hier fanden häufig kinderreiche Familien und Mittellose ein Dach über dem Kopf. Die aus heutiger Sicht beengten Wohnverhältnisse und die hohe Arbeitslosigkeit bescherten den BewohnerInnen der Siedlung oftmals beschwerliche Lebensumstände in bitterer Armut. Und dennoch erinnern sich die Kinder von damals heute überwiegend an eine erfüllte, unbeschwernte Kindheit, geprägt durch den Zusammenhalt der Menschen unterschiedlicher Nationen und die Bewegungsfreiheit in den umliegenden Gärten.

Die als vorübergehende Bleibe konzipierten Häuser sollten 1928 abgerissen und das Gelände an die Gemeinde Wien rückgestellt werden. Wie viele Provisorien hielten sich jedoch auch diese Bauten länger als geplant: Erst 1952 wurde der Grundstein für den Franz-Novy-Hof gelegt. Dieser moderne Bau entsprach dem Standard der Zeit. Alle Wohnungen waren mit WC, Bad mit Ölanstrich und natürlich elektrischem Licht ausgestattet. Zu seinem 50. Geburtstag erlebt der Franz-Novy-Hof eine umfangreiche Sanierung und Umgestaltung.

Begeben Sie sich mit mir auf eine Zeitreise, die uns über hundert Jahre in der Geschichte Ottakrings zurückführt. Und lesen Sie die persönlichen, rührenden und erstaunlichen Erinnerungen von Menschen, die in dieser Siedlung gelebt haben.

Mit herzlichen Grüßen

Franz Prokop
Bezirksvorsteher Ottakring

Inhalt



8 **Einleitung**
Wohnpartner im Gespräch
mit ZeitzeugInnen



16 **Paul Vodicka**
Ein Orden fürs Negerdörfel



84 **Brigitte Brzezowsky**
Jeden Tag ein Kampf
um die Esserei



90 **Ernst Viehtauer**
Abreißen oder stehen lassen?



96 **Gertraude Grill**
Der kürzeste Weg
auf die andere Seite



28 **Josef Pöcher**
Auch nach einem Streit
haben wir mit den
Nachbarn geredet



34 **Dr. Christine Hörmann**
Das Negerdörfel als
Sozialisierungsstätte



42 **Gertrude Stika**
Sich nicht unterkriegen
lassen



100 **Margarete Loidolt**
Die „Wiener Schwalben“



106 **Erika Andraschky**
Man hat schon gehört,
dass man am Abend
nicht vorbeigehen soll



110 **Hermine Kolarek**
Ich hätte mir gewünscht,
dass eine Tür aufgeht



48 **A. Friedrich, E. Klejna, H. Menzel**
Es war eine große Familie



56 **Alice Hinterleitner**
Ich habe dazugehört,
als ob ich schon immer
dort gewesen wäre



62 **Berta Later**
Ich habe viel von der
Welt gesehen



114 **Dr. Gerda König**
Mein Vater hat mir immer
erzählt, während wir
gegangen sind



120 **Alja Rachmanowa**
Milchfrau in Ottakring und
Bewohnerin des Negerdörfels



122 **Leopold Barschandt**
Das Wichtigste war, wie gut
einer Fußball spielen kann



68 **Christine Trinkl**
Es gibt nur einen Tozzi!



74 **Anna Schwarz**
Ich habe immer gesagt: Ich
will nicht weg von Ottakring



80 **Anna Brandstetter**
Wir haben uns gefühlt
wie die Könige



124 **Austria Wochenschau**
Ausblick: Vom Negerdörfel
zum Franz-Novy-Hof



128 **Alexa, Patrik und Clemens**
Anno dazumal im Negerdörfel



132 **Danksagung**
Spurensuche in Ottakring
Damit es nicht verloren geht ...



Einleitung

wohnpartner im Gespräch mit ZeitzeugInnen

Wo einst das *Negerdörfel* stand, befindet sich heute der Franz-Novy-Hof. Unweit der ehemaligen Greißlerei Sedlak – jedem „Negerdörfler“ ein Begriff – sind heute die wohnpartner-MitarbeiterInnen im Lokal 16 für die Anliegen der Mieterinnen und Mieter da.

An jener Stelle kam es im September 2012 zu einer besonderen Begegnung der Generationen: wohnpartner-Teammanagerin Claudia Huemer und zwei fachliche MitarbeiterInnen aus Ottakring trafen drei „Ur-Negerdörfler“ zum Gespräch: Gertrude Stika und Josef Pöcher wurden „ins *Negerdörfel* hineingeboren“. Paul Vodicka zog als Kleinkind mit seinen Eltern in die Siedlung in der Gablenzgasse.

Es entstand ein wechselseitig anregender Gedankenaustausch; der inhaltliche Bogen spannte sich vom beispielgebenden Zusammenhalt der „Negerdörfler“ über die Bedeutung der sogenannten Barackensiedlung für nachfolgende Generationen hin zur Frage, weshalb Projekte wie die „Spurensuche in Ottakring“ für **wohnpartner** von hohem Stellenwert sind.

Einleitung

WOHNPARTNER IM GESPRÄCH MIT ZEITZEUGINNEN

Wie kam es zur Idee, die Geschichte des Negerdörfles aufzuarbeiten?

Claudia Huemer: Es zählt immer mehr zur Arbeitsmethode von wohnpartner, mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu arbeiten. Wir haben auch schon die Vergangenheit anderer Siedlungen in anderen Bezirken gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern aufgearbeitet – zum Beispiel jene der Hasenleitsiedlung in Simmering – und dann den jüngeren Leuten ein Stück weit die Geschichte dieser Siedlungen gezeigt. Wir wollten herausfinden, was die Leute von früher berichten und wie es sich jetzt hier lebt. Ich glaube, dass das ein spannender und wichtiger Zugang ist, und ich möchte mich sehr herzlich bei den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bedanken, dass sie uns so viele Informationen zur Verfügung gestellt haben.

Andreas Pavlic: Ich habe Paul vor rund zweieinhalb Jahren kennen gelernt. Eines Tages hat er vom Negerdörfel erzählt. Ich habe mit Freunden darüber gesprochen und es war schnell klar, das Thema ist so interessant und wichtig, dass man es dokumentieren sollte. Als ich dann zu wohnpartner ins Team 16 gekommen bin, haben wir beschlossen, das Thema aufzugreifen.

Paul Vodicka: Im Negerdörfel hat es eine einmalige Solidarität gegeben. Die Menschen hatten ein Gemeinschaftsgefühl, das man nirgendwo anders gefunden hat. Ich halte es für enorm wichtig, dass man diesen Gemeinschaftsgeist, diesen Kollektivgeist, den es im Negerdörfel gegeben hat, hinausträgt.

Ich erzähle ein Beispiel: Ich war in der kommunistischen Widerstandsbewegung, im Kommunistischen Jugendverband, und habe eine Einberufung nach Stralsund gekriegt, zur Marine. Ich bin einfach nicht hingefahren. Am Getreidemarkt hat es ein Lokal gegeben, das wurde von Matrosen besucht, wir waren auch dort. Dorthin wollte ich meine spätere Frau hin ausführen, die auch im Negerdörfel gewohnt hat. Ich bin aber in die Schule gegangen und hatte kein Geld. Mein Vater war beim Telegrafenamt Werkmeister und Fixangestellter, und die haben am Anfang wenig gezahlt bekommen. Wenn meine Mutter nicht geschneidert hätte, hätten wir wahrscheinlich nicht leben können. Aber ich wollte unbedingt mit meiner Freundin fortgehen, weil ich wusste, irgendwann werden sie mich schnappen, weil ich nicht eingerückt bin. Ich steh also am Nachmittag herum und die „Negerdörfler“ fragen mich: „Was ist los mit dir?“ Die haben sofort gekneißt, wie der Ottakringer sagt, dass ich ein Problem habe. Ich hab' gesagt: „Schaut's, ich will die Anni ausführen, aber ich habe keinen T-upfen Geld.“ In dem Augenblick hat ein jeder in den Sack gegriffen und hat mir meine Säcke angefüllt. Ich bin überzeugt, dass ich zu dem Zeitpunkt mehr Geld in der Tasche hatte als alle anderen miteinander.



Die Gesprächsrunde – moderiert von Isabella Ullram, Teamleiterin des wohnpartner- Teams 14_15_16:

Claudia Huemer, wohnpartner-Teammanagement und fachliche Aufsicht
Dinah Lepuschitz-Stocker, fachliche Mitarbeiterin Team 14_15_16

Andreas Pavlic, fachlicher Mitarbeiter Team 14_15_16

Gertrude Stika, geb. Heidler, Jg. 1932, lebte mit Mutter und Großmutter im Negerdörfel

Josef Pöcher, Jg. 1929, lebte mit den Eltern und zwei Schwestern im Negerdörfel

Paul Vodicka, Jg. 1928, lebte mit den Eltern und dem Bruder im Negerdörfel

Dinah Lepuschitz-Stocker: Für uns im Team war einer der Aspekte, dass wir Geschichten wie die eben gehörte von Paul Vodicka sammeln und aufschreiben wollten, damit sie nicht verloren gehen, weil es ein ganz großer Schatz an persönlichen Erinnerungen ist, den wir gemeinsam zusammengetragen haben. Dass aus diesen Geschichten nun ein richtiges Buch geworden ist, haben wir den zwanzig Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu verdanken, die sich gemeldet haben, es waren sehr viele mehr als wir ursprünglich gedacht hätten. Ein zweiter Aspekt war jener, dass wir das Projekt sehr gut in unsere **wohnpartner**-Arbeit integrieren können. Dadurch, dass wir hier im Franz-Novy-Hof sehr präsent sind und weiterhin sein wollen, dachten wir im Rahmen des Projekts „Willkommen Nachbar!“ auch an die Möglichkeit, das Buch an neu zuziehende BewohnerInnen des Novy-Hofs weiterzugeben, um den Bezug zum Ort zu stärken, an dem man wohnt.

Gertrude Stika: Ich habe in der Zeitung ein Inserat gelesen, dass Zeitzeugen gesucht werden, die im *Negerdörfel* gewohnt haben. Ich bin dann neugierig geworden, wer und was dahintersteckt. Also habe ich mir gedacht, ich rufe an, weil ich doch einiges über das *Negerdörfel* sagen kann, schließlich habe ich ja von Geburt an bis zum Abbruch dort gewohnt. Für mich war es so, dass ich mich im *Negerdörfel* wohl gefühlt habe, wie im Schoß einer großen Familie. Egal was war, immer hat jemand geholfen, immer war jemand da. Dadurch war man auch nie einsam. Mit den anderen Kindern haben wir unsere Freiheit genossen. Und obwohl ich schon lange in einem anderen Bezirk wohne, sehe ich mich immer noch gerne als Ottakringerin.

Was waren die Motive von wohnpartner, das Projekt „Spurensuche in Ottakring“ zu unterstützen?

Claudia Huemer: Es geht hauptsächlich darum, aus der Zeit, die wir bei wohnpartner nicht erlebt haben und nur aus Erzählungen unserer Großeltern und Eltern kennen, zu lernen. Ich glaube, dass man aus jenen Zeiten, in denen die Rahmenbedingungen oft schwierig waren, lernen kann und muss und auch wir möchten daraus lernen. Der Schatz an Erfahrungen, den uns unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zur Verfügung stellen ist ja der, dass sie uns erzählen: „Schaut's, obwohl vieles bei uns tatsächlich sehr schwierig war, gerade deswegen haben wir alle gut zusammengehalten und einander gegenseitig unterstützt.“ Und wir bei wohnpartner merken, dass es eine Suche oder ein Bedürfnis der Menschen nach Stärkung der Gemeinschaft und nach Modellen gibt, wie man den Zusammenhalt wieder ein bisschen erlernen kann. Ich glaube fast, man muss sogar von neuem erlernen, wie das ist, eine Gemeinschaft zu bilden und zusammenzuhalten. Das ist gerade in der heutigen Zeit so, in der sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen international wieder ein Stück verschlechtern und es für viele Menschen wieder schwieriger wird, was jetzt nicht heißt, dass man die Situation mit den früheren Gegebenheiten vergleichen kann, beispielsweise politisch.

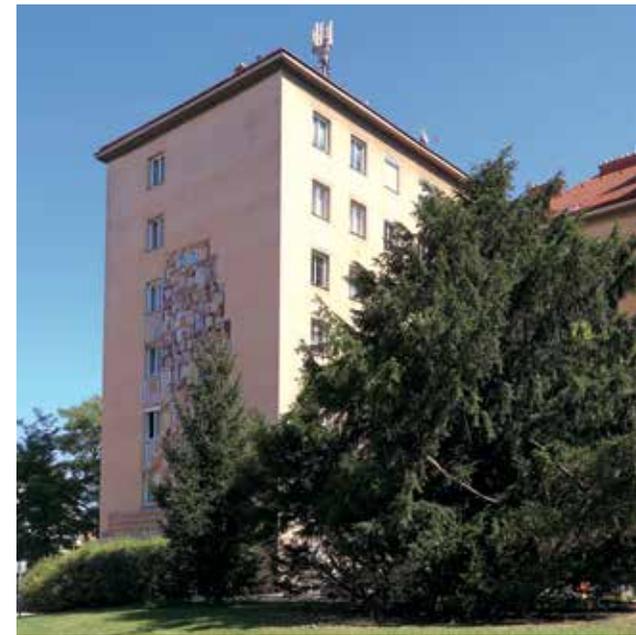
Josef Pöcher: Ich möchte gerne etwas zum Thema Zusammengehörigkeit und Hilfsbereitschaft sagen. Ich glaube schon, dass das heute manchmal ein bisschen im Argen ist, aber die Ursachen dafür, wie es im *Negerdörfel* war, muss man auch sehen. Man hat damals einfach nicht die Möglichkeit gehabt, sich in seine Wohnung zurückzuziehen. Die Menschen haben die Klos miteinander gehabt, die Wasserleitungen am Gang. Sie mussten gezwungenermaßen miteinander kommunizieren. Und das hat das Ganze natürlich erleichtert, dass man miteinander redet und einander dabei besser kennen lernt. Heute gehört das gefördert, die Leute kommen aus der Wohnung nicht mehr hinaus, deshalb muss man Möglichkeiten zu kommunizieren schaffen, zum Beispiel wie ich es später einmal erlebt habe, als wir in einer sehr guten Hausgemeinschaft drei Gemeinschaftsräume hatten. Manches aus der Zeit des *Negerdörfels* sollte man auch gar nicht übertragen wollen. Die Armut und das Elend will heute keiner mehr. Das soll auch gar nicht sein. Weil die Leute aber heute weniger bereit sind, miteinander zu reden, muss man ihnen oft erst beibringen, dass miteinander reden besser als streiten ist.

Zunächst war daran gedacht, eine Broschüre mit den Gesprächen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen herauszubringen. Nun erscheint ein Buch. Welchen Stellenwert hat das Projekt „Spurensuche in Ottakring“ für wohnpartner?

Claudia Huemer: Der Wert der vorliegenden Publikation liegt für wohnpartner auch darin, dass von allen Seiten viel Zeit und Aufmerksamkeit in das Projekt geflossen sind, und damit meine ich natürlich auch die Privatzeit, die unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen investiert haben. Wir sind uns in diesem Zusammenhang auch unserer Verantwortung bewusst, dass wir, wenn wir Zeitzeuginnen und Zeitzeugen einladen, die ihre Erinnerungen zur Verfügung stellen, auch viele Informationen erhalten, die entsprechend aufgearbeitet werden müssen.

Für wohnpartner ist an dem Thema die Überlegung wichtig, wie in Wohnhausanlagen Gemeinschaft gelingen und Identität gestiftet werden kann. Das ist unser ursprüngliches Thema, für das wir gegründet wurden, und wenn uns ein Projekt hilft, andere Menschen – auch jüngere Menschen hin zu Kindern und Jugendlichen – ins Boot zu holen, dann ist das optimal. Nicht zuletzt sollten wir – solange wir Menschen haben, die uns mit ihren Erfahrungen zur Verfügung stehen – das dankbar aufnehmen.

Anmerkung: Der vorliegende wohnpartner-Band „Spurensuche in Ottakring“ lebt von den Erinnerungen der Zeitzeuginnen an ihre Kindheit und Jugend im sog. *Negerdörfel*: ob sie nun dort oder im umliegenden Grätzl aufwuchsen bzw. regelmäßig Verwandte und Freunde besuchten. Persönliche Erinnerungen sind das, was sie sind: persönlich und damit immer vom subjektiven Erleben von Momentaufnahmen geprägt. Daher erhebt die vorliegende Publikation auch nicht den Anspruch einer historisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung zur Geschichte der Siedlung in der Gablenzgasse. Vielmehr haben die **wohnpartner**-MitarbeiterInnen die Aussagen der Zeitzeuginnen aufgeschrieben, damit sie nicht verloren gehen und nachkommende Generationen möglichst vielfältige Eindrücke vom damaligen Alltag der Menschen im *Negerdörfel* gewinnen.





Paul Vodicka
im Jahr 2012

Paul Vodicka

*1928 in Wien

Ein Orden fürs *Negerdörf*

Paul Vodicka zog Anfang der dreißiger Jahre mit seinen Eltern und seinem Bruder Walter ins *Negerdörf*. Es war die Familie, die seinen Weg als Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus vorzeichnete. Bereits der Großvater engagierte sich in den Klassenkämpfen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die Eltern zunächst in der Sozialistischen Jugend und seit Ende der zwanziger Jahre in der Kommunistischen Partei. Vodicka selbst war im Kommunistischen Jugendverband aktiv und insbesondere beim 1944 aufgebauten KJV Wien 44, der mittels der unblutigen Entwaffnung von Wehrmachtssoldaten entscheidend zur kampflosen Befreiung von Ottakring und Hernals beitrug.

Paul Vodicka hat durch seine Ausführungen über das *Negerdörf* wesentlich zur Entstehung des **wohnpartner**-ZeitzeugInnen-Projekts „Spurensuche in Ottakring“ und der vorliegenden Publikation beigetragen.

Die „Negerdörfler“ und ihr Umfeld

Das *Negerdörfl* wurde 1911 als Siedlung für Familien errichtet, die sich die hohen Mieten der Hausherren nicht leisten konnten, und für kinderreiche Familien, die von den Hausbesitzern auf die Straße geworfen wurden, weil sie die Kinder als lästig empfunden haben. Diese Notstandsbauten waren einstöckige, mit Mörtel angeworfene Holzbaracken, die ungefähr wie ein kleines ländliches Dorf angeordnet waren. Manche verglichen es mit einem Westernfort.

Über die Herkunft des Namens *Negerdörfl* ist man sich bis heute nicht klar. Von einem Afrikaner wurde er bestimmt nicht abgeleitet. Vielmehr ist anzunehmen, dass er aus dem Wienerischen „neger sein“ kommt, was so viel bedeutet wie: abgebrannt sein, nichts besitzen, kein Geld haben. Diese Erklärung ist verständlicher, wenn man weiß, dass in den ersten Jahren nur von „den Baracken“ gesprochen wurde. Das Wort *Negerdörfl* ist viel später verwendet worden, wahrscheinlich in den dreißiger Jahren, in der Zeit der großen Krise, der großen Arbeitslosigkeit, die besonders die Ärmsten betroffen hat.

Die Baracken wurden damals am Ende eines riesigen Feldes angesiedelt, welches sich von der Schmelz bis kurz vor die Vorortelinie erstreckte. Nach der Verbauung dieser Gegend wurden sie von der Gablenz-, Pfenniggeld-, Zagorskigasse und Herbststraße umgrenzt. Entlang der Gablenzgasse wurden zwei Baracken mit je zwei Stiegen, dazwischen eine mit nur einer Stiege gebaut. Es wird angenommen, dass dieses Haus als Muster für die ganze Anlage geplant worden war. Deshalb wurde es auch „Musterhaus“ genannt.

Jede Stiege dieser Baracken hatte in jedem Geschoß vier Wohnungen. Diese Wohnungen bestanden aus einer Wohnküche und einem Schlafzimmer mit je ca. 20 Quadratmetern Wohnfläche. Auf jeder Etage gab es zwei englische Klosetts zur Benützung für je zwei Familien und eine Gangbassena. Die Beleuchtung der Wohnungen bestand bis Ende der dreißiger Jahre aus Petroleumlampen, welche später von Auergaslampen abgelöst wurden.

Da die Gebäude nicht unterkellert waren, wurde am Ende jeder Baracke ein geräumiger Schuppen angeschlossen, mit einer gut eingerichteten Waschküche und Boxen für die Mieter als Kellerersatz. Apropos Mieter! Von Außenstehenden wurde angenommen, dass die „Negerdörfler“ umsonst in diesen Baracken wohnten. Ganz falsch. Da das *Negerdörfl* ein Gemeindeobjekt war, wurden die Mieten für die Wohneinheiten genauso berechnet wie in den anderen Gemeindebauten.

Hinter den Baracken in der Gablenzgasse war eine große Wiese, die seitlich, links und rechts von zwei parallel stehenden Trakten, jeweils mit zwei Stiegen, abgegrenzt wurde. Den hinteren Bereich

der Wiese schloss ein langer Trakt mit drei Stiegen ab. Im Unterschied zu den anderen hatten diese Stiegen keinen Windfang.

Die Gablenzgasse war die Versorgungsstraße. Sie war vor allem als Zufahrtsstraße für die zwei Greißler wichtig, wobei sich der eine am Ostende und der andere am Westende der Siedlung befand. Die Zulieferungen erfolgten damals mit Pferdewagen, wie zum Beispiel von Ankerbrot oder der Ottakringer Brauerei. Aber sie war auch der Umschlagplatz für viele Wanderhändler, die den „Dörflern“ ihre Waren anboten. Der wichtigste war der Eisblockverkäufer. Es gab ja keine elektrischen Gefrierschränke, die Eiskästen dieser Zeit hatten an der Rückwand einen Kessel, in den der Eisblock eingeschoben wurde. Der Scherenschleifer schliff die Messer und Scheren der Hausfrauen und flickte auch durchgebrannte Töpfe. Zur Freude der Kinder kam der „Haune Mazadaune“, was so viel heißt wie „Honig aus Mazedonien“, ein Verkäufer von türkischem Honig. Gleichfalls bei den Kindern beliebt war der Verkäufer von Gefrorenem. Er lockte die Kinder mit einer großen Handglocke an, und man konnte für zehn oder zwanzig Groschen entweder ein Stanitzeleis oder ein Eis-Sandwich bekommen. In einem Truhenwagen mit zwei großen Rädern hatte er drei Behälter mit verschiedenen Eissorten.

Das war aber lange noch nicht alles, da kam zum Beispiel ein Japaner mit einem Bauchladen, der Zwirne, Nadeln, Strickwolle und Halsketten anbot. Nicht vergessen darf man auch die Straßensänger, die in Wien sehr beliebt waren und zu zweit, dritt oder viert mit den verschiedenen Begleitinstrumenten ihre Lieder präsentierten.

Das war ungefähr die Umwelt des *Negerdörfls* in den dreißiger und vierziger Jahren. Aber wie waren die „Dörfler“ selbst zu dieser Zeit? Wie lebten sie, was bewegte sie?

Natürlich waren sie, wie andere Kinder dieser Zeit, mit Problemen und Sorgen belastet. Was sie aber von den anderen unterschied, war ein einmaliger Gemeinschaftsgeist, die absolute Solidarität im kollektiven Zusammenleben. Wahrscheinlich geboren durch eine erzwungene Isolierung, die durch eine von der Außenwelt aufgebaute Abwertung und Missachtung der Menschen in den Baracken hervorgerufen wurde und die deren Bewohner schließlich zusammengeschweißt hat.

In diesem kleinen Gesellschaftsbereich spiegelt sich auch die Zusammensetzung der Bevölkerung von ganz Wien wider. Es wohnten hier Serbokroaten, Ungarn, Polen, auch ein Italiener, aber am stärksten waren die Tschechen vertreten. Trotz dieses Konglomerats an Nationalitäten gab es keine Gehässigkeiten, keinerlei ernste soziale, politische oder kulturelle Konflikte.

Paul Vodicka

EIN ORDEN FÜRS NEGERDÖRFL

Um das Bild abzurunden, ist es notwendig zu untersuchen, wie das nähere Umfeld, die Nachbarn, das *Negerdörf*l gesehen haben. Hier muss man zwei Gruppen unterscheiden.

Da war die eine Gruppe, die progressive, welche über die Schule oder einen Sportverein zu den „Dörfnern“ Kontakt gefunden hat, diese wurde sofort integriert und im Kollektiv mit eingeschlossen. Dann gab es die zweite Gruppe, die Kleinbürger, die schon beim Namen *Negerdörf*l eine Gänsehaut bekamen und furchtbare Phantasien entwickelten. Für sie gab es dort nur Zigeuner, herumlungende Strolche, die man am besten sofort in den Kerker schmeißen sollte. Die Gerüchteküche begann zu brodeln, und die abenteuerlichsten Märchen machten ihre Runden.

Ich bin der Meinung, dass es die Aufgabe dieses Werkes sein muss, die Realität darzustellen und das *Negerdörf*l und seine Bürger ins rechte Licht zu setzen. Es ist mir ein persönliches Anliegen, dass dieses Juwel am Rande der Gesellschaft vom Schmutz der Verleumdung und Diskriminierung rein gewaschen und ihm der Glanz verliehen wird, den es verdient.

Die silberne Verdienstmedaille

Ein im *Negerdörf*l aufgewachsener Mechaniker, Josef Cerny, hat für außerordentliche Verdienste um die Republik Österreich die silberne Verdienstmedaille bekommen – wobei ich diesen Orden als Auszeichnung für alle „Negerdörfner“ betrachte, bedingt durch ihre Solidarität. Wenn ein „Dörfner“ übers *Negerdörf*l spricht, kommt er leicht ins Schwärmen, denn es war wirklich eine wahrhaft eigene Gesellschaft. Um es vorweg zu nehmen: Es war auch hier nicht alles Liebe und Waschtrog. Natürlich hat es auch hier schwarze Schafe gegeben, aber die Mehrzahl waren anständige, arbeitsame Bürger, und viele davon haben für unsere Heimat Wertvolles geleistet. Das Herausstechende aber war ihr Verhältnis zu einander, die beispielhafte Solidarität.

Ich bin der Ansicht, dass das Bild dieser Gemeinschaft in der Öffentlichkeit von manchen immer noch ganz falsch dargestellt wird. Ich habe erlebt, dass die Menschen aus dem *Negerdörf*l verleumdet, diskriminiert und aufs Schlimmste beleidigt wurden.

Dieses Werk hat es sich zur Aufgabe gemacht, anhand von ZeitzeugInnen das Wesen der Bewohner des *Negerdörf*ls aufzuzeigen. Nur ist diese Arbeit, wie schon der Name ZEITzeuge sagt, zeitlich begrenzt. Deshalb muss man meiner Meinung nach auch ZeugInnen anführen, welche nicht mehr erzählen können, weil sie nicht mehr am Leben, aber trotzdem ein wertvoller Teil der Menschen vom *Negerdörf*l waren und sind.



Die „Negerdörfner“ auf einem Lastwagen bei einer Spazierfahrt durch den Wienerwald



Jugendliche vor dem Jugendheim der Freien Österreichischen Jugend

Paul Vodicka mit der Mandoline, neben ihm – mit dem Blumenstrauß – seine spätere Frau Anna Zödl, 1946

Paul Vodicka

EIN ORDEN FÜRS NEGERDÖRFL

Als politisch engagierter Mensch betrachte ich die Verhältnisse im *Negerdörfli* mit einer anderen Sichtweise als andere ZeitzeuInnen. So möchte ich gleich mit meinem ersten politischen Erlebnis anfangen. Es war im Februar 1934, ich war ziemlich genau sechs Jahre alt und habe natürlich nicht begriffen, was da passiert. Ich durfte nicht auf die Gasse. Die Straßen waren menschenleer, nur Uniformierte mit Gewehren und Stahlhelmen patrouillierten vor unserem Haus. Eine unheimlich bedrückende Ruhe umgab uns. Mein Bruder und ich sahen aus Langeweile aus dem Fenster. Schräg vis-à-vis über der Straße kam aus dem Arbeiterclub im Pirquet-Hof eine Frau mit einer Einkaufstasche und lief über die Straße, wahrscheinlich wollte sie beim Greißler einkaufen gehen. Da hörte man einen Schuss und die Frau fiel nieder. Meine Mutter kam und jagte uns vom Fenster weg. Was mit der Frau geschah, haben wir nie erfahren.

Wie wir wissen, wurden in dieser Zeit alle Arbeiterparteien verboten. Erstaunlicherweise gaben aber diese ein kräftiges Lebenszeichen von sich. Kurz nach den schweren Kämpfen marschierten ganze Kolonnen von Ottakringer Arbeiterinnen und Arbeitern an schönen Sommersonntagen mit geschmückten Rädern, Gitarren und Mandolinen in den Wienerwald auf die Kreuzzeichenwiese, um dort zu lagern. In Rucksäcken wurde das Essen (Wiener Schnitzel) mitgenommen.

Eine Sensation war es, als ein Nachbar meiner Großeltern und ein Freund meines Pepi Onkels – Ferdi Ackermann – mit einem Lastwagen kam und die „Negerdörfler“ im Wienerwald spazieren fuhr. Zur Zeit dieser Ereignisse war ich sieben, acht und neun Jahre alt, mit zehn Jahren überrollte mich wieder ein historisches Ereignis, dessen schicksalhafte Folgen ich nicht erahnen konnte. Es war schon dunkel, ich war gerade schlafen gegangen, als draußen Trommeln geschlagen wurden und Sprechchöre schrien: „Rot-Weiß-Rot bis in den Tod – Rot-Weiß-Rot bis in den Tod.“ Ja, dann marschierte der Hitler ein und der Pirquet-Hof war übersät mit Hakenkreuzfahnen. Wie wandelbar doch die menschliche Seele ist. Allerdings, um der Wahrheit treu zu bleiben, muss ich erwähnen, dass ein Genosse 1934 aus dem Fenster in der Demelgasse auf die Polizisten geschossen hat, und die Einschüsse des Gegenfeuers rund um das Fenster jahrelang zu sehen waren. Dieser Genosse war auch Teil der kommunistischen Zelle meiner Eltern im *Negerdörfli*. Hier wurden Radio Moskau und Radio London gehört. Meine Mutter hat auch bis 1942 „Die rote Fahne“ vertrieben, eine illegale kommunistische Zeitung, die sie von Poldi Kümberger aus dem Schuhmeierhof erhalten hat.

Es gab noch eine Reihe von Kommunisten zu dieser Zeit im *Negerdörfli*. So hat mir Frau Dr. Hörmann, eine geborene „Negerdörflerin“, erzählt, dass auch ihr Vater ein Kommunist war, und hat mir ein Bild gegeben, das ihren und meinen Vater zeigt.

Mit 1942 ging langsam meine Kindheit zu Ende. Mein Vater musste einrücken und wurde als Pionier in den Russlandkrieg geschickt. Ich verbrachte noch einige glückliche Monate mit meinen Freunden aus

Paul Vodicka

EIN ORDEN FÜRS NEGERDÖRFL

dem „Dörfli“, die meiste Zeit in der Helfort-Jugend. Helfort war ein Fußballverein, deren Jugendmannschaft in der Mehrzahl aus Burschen aus dem *Negerdörfli* bestand. Gerade deshalb waren wir auch eine der besten Jugendmannschaften in der „Ostmark“. Wir spielten nicht nur im Sportverein, sondern hauptsächlich auf der Straße, in der Gablenzgasse, wo wir unsere Kondition aufbauten und unsere Technik perfektionierten. Da kam es öfters vor, dass ich mir meine Schuhsohle abriss, aber zum Glück hatte ich einen Großvater, der Schuster war und mit einem verständnisvoll mahnenden „Du-du!“ meinen Schuh wieder in Ordnung brachte. Doch ich war nicht sein einziger Kunde, er flickte so manchem Dörfler um ein paar Groschen oder Schillinge die Schuhe.

1943 fand ich über einen Klassenkameraden Kontakt zum illegalen Kommunistischen Jugendverband (KJV 17) und war dann mit Unterbrechungen im Widerstand tätig. 1944 sollte ich in die Kadettenschule nach Stralsund an der Ostsee fahren – bin ich aber nicht. Ich wurde verhaftet und kam in ein Straflager für jugendliche Wehrdienstverweigerer.

Inzwischen wurde mein Bruder mit einer Schar von „Negerdörflern“ ins Burgenland nach Weiden zum Schützengrabenbau rekrutiert. Ich wollte unbedingt zu meinen Freunden. In Neusiedl, das einen Kilometer von Weiden entfernt liegt, gab es ein Heeres-Lazarett, dort wollte ich hin. Mit einer Eigenverletzung gelang es mir auch.

Hier zeigte sich jetzt der Kollektivgeist der „Negerdörfler“ Burschen. Sie tauschten die Werkzeuge gegen Wein bei den Bauern der Umgebung und machten die ca. 80 Schanzer betrunken, die dann nicht mehr bereit waren zu arbeiten. Es kam zu einem Riesenwirbel, der dazu führte, dass diese Baustelle aufgelassen wurde und alle nach Hause geschickt wurden.

Runsch Maxl, auch ein Kommunist und das uneheliche Kind der Frau Runsch, sein offizieller Name war Maximilian Martinek, hat nach Jahren versucht, diese heldenhafte Tat ins Weißbuch des österreichischen Widerstands gegen den Hitlerfaschismus zu bringen.

Er lud dazu die „Negerdörfler“ zweimal ins Gasthaus Waidecker ein – bei den Gartenfreunden. Schließlich wurde die Aufnahme ins Weißbuch abgelehnt.

Als ich nach einer weiteren Flucht vor den Nazibüttel nach Hause gekommen bin, habe ich erfahren, dass mein Bruder Walter und andere Barackenbrüder zum Volkssturm einberufen worden waren. Hier wurden sie in der Handhabung von Infanteriewaffen und der Panzerfaust ausgebildet. Sie sollten gegen die russischen Panzer eingesetzt werden. Hitlers Generäle hatten vorgesehen, diese jungen Menschen zu opfern, um ihre eigenen Köpfe zu retten. Wir beschlossen, die „Negerdörfler“ herauszuholen und sie zu verstecken. Im Gemeindebau Maroltingergasse/Hasnerstraße gab es

Paul Vodicka

EIN ORDEN FÜRS NEGERDÖRFL



Verdienstmedaille um die Republik Österreich des „Negerdöflers“ Josef Cerny



Paul Vodicka (rechts) mit seinem Bruder Walter (1945)

auf der Stiege 5 Genossen aus der Widerstandsgruppe meiner Eltern, die Familien Skripnik, Weg und Hösch. Frau Hösch war eine geborene Anna Roucek und im *Negerdöfl* aufgewachsen. Zu viert haben die Burschen dann den Stützpunkt Starchant verlassen.

Die Russen standen schon vor Wien, als sich der KJV 44 auf einen bewaffneten Kampf gegen das Naziregime vorbereitete. Glücklicherweise ist es durch eine Heldentat von Heini Klein nicht dazu gekommen. Heini Klein ist in seiner Unteroffiziersuniform mit einem gefälschten Schirachbefehl zur Kampfleitstelle Wehrkreis 17 auf die Sophienalpe gegangen, mit der Order, die Hauptkampflinie an den Gürtel zu verlegen. Dadurch hatten wir die Gelegenheit, 3.000 der zurückflutenden Soldaten zu entwaffnen (siehe Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands). Das war der Grund, weshalb es in den westlichen Bezirken Wiens keine Kampfhandlungen gab.

Aber mit den Soldaten ist auch die ganze Obrigkeit und Exekutive verschwunden. Es war eine gesetzlose Zeit. Die Bevölkerung hat das sehr bald erfasst und begann, alle herrenlosen Güter zu plündern. Jetzt konnte man wieder den Gemeinschaftsgeist der Dörfner erkennen. Die meisten jugendlichen Männer waren eingerückt oder sonst wo. Die Verbliebenen gingen auch plündern, aber nicht nur für sich, sie versorgten auch allein stehende Frauen, so hat zum Beispiel meine Mutter einen Sack Weizen bekommen. Den Weizen hat sie in der Kaffeemühle zu Mehl gemahlen.

Im Sommer 1946 habe ich die Anna Zodl geheiratet, eine „Negerdöflerin“, mit der ich 56 Jahre glücklich gelebt habe, bis sie von dieser Welt abberufen wurde. Zur gleichen Zeit inskribierte mein Schulkollege Gustl Chyba an der Hochschule für Brauungstechnik. Nach dem Hochschulabschluss machte er in den USA Karriere und wurde Generalmanager einer der größten Brauereien Amerikas. Aber auch ihn zog es immer wieder zu seinen Freunden vom *Negerdöfl*.

Es folgte nun eine Sturm und Drang-Periode für einen großen Teil der Jugendlichen aus den Baracken. Pöcher Pepi und mein Bruder engagierten sich in der Volleyballmannschaft Olympia 33. Funktionäre des Volleyballverbands und mein Bruder sprachen beim Generaldirektor der Post, Übleis, vor und erreichten, dass die Volleyballmannschaften, Damen und Herren, als eigene Sektion im Postsportverein aufgenommen wurden. Mein Bruder wurde Sektionsleiter. Er studierte das Speditionswesen, wurde ein europaweit gefragter Frachtenrechner und übernahm die Direktion der Spedition „Express“, der größten Spedition Österreichs.

Als Mitbegründer der FÖJ (Freie Österreichische Jugend) 1945 wurde mir ein Lokal in der Herbststraße 99 anvertraut. In einem ehemaligen Hitlerjugend-Heim sollte ich eine FÖJ-Gruppe aufbauen. Mit Hilfe der „Negerdöfler“ Jugend haben wir das größte und schönste Jugendheim in Ottakring gestalten können.

Paul Vodicka

EIN ORDEN FÜRS NEGERDÖRFL

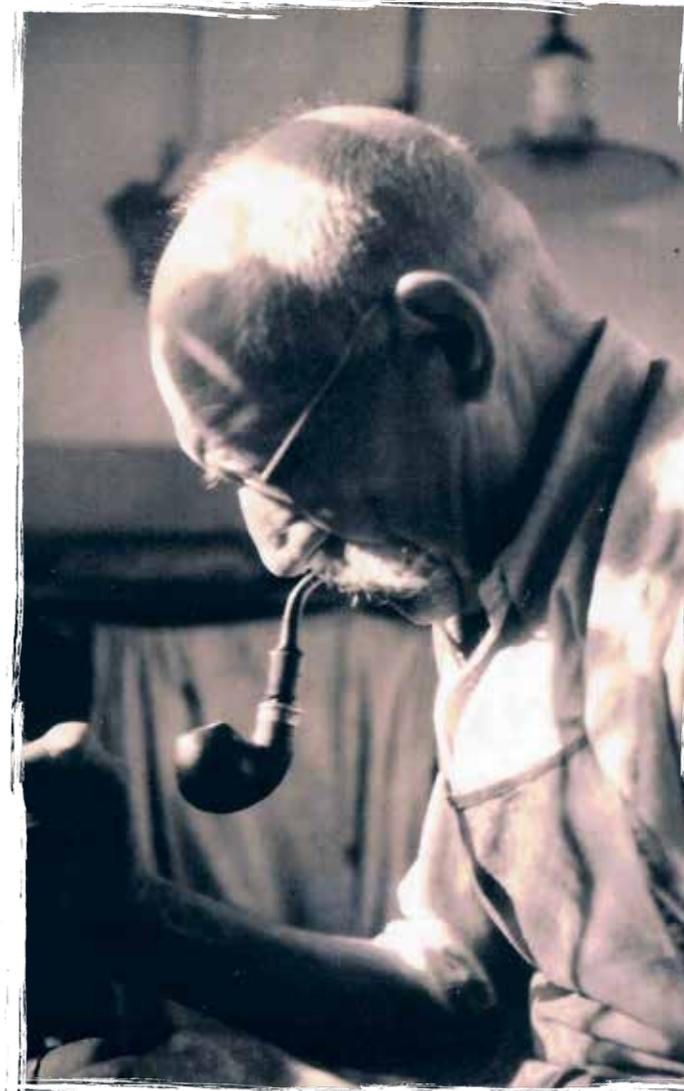
„Es ist mir ein persönliches Anliegen, dass diesem Juwel am Rande der Gesellschaft der Glanz verliehen wird, den es verdient.“

Dieses Heim war von der HJ abgefackelt worden, aber unsere „Dörfler“ haben es renoviert. Einer davon, mit Zeichentalent, schmückte die Wände mit Jugendmotiven. Hinter der Eingangstür des Heimes wurde die erste Arbeitsbesprechung abgehalten. Ich nehme das gleich zum Anlass, meine Freunde vorzustellen: Walter Schimanko, ein Installateurlehrling, der die Meisterprüfung machte und ein Lokal in der Wattgasse neben der Krankenkasse eröffnete. Sein Bruder Georg kam, nachdem er aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, gleichfalls zu uns. Der Schmidt Nazl, war Salzgurkenverkäufer im Prater. Die Eltern vom Feuchtinger Toni hatten einen Stand bei der Bellaria und verkauften dort im Winter Maroni und im Sommer Blumen. Er selbst war Postbeamter am Flughafen Schwechat. Über den Lebenslauf von Kurt Silberauer, Karl Fichtel und Poldi Stipeck, weiß ich nichts Näheres. Mit Ausnahme von Schmidt spielten alle in der Helfort-Jugend.

Dieses Lokal war an der Hausecke des Elefantenbaus und hatte zwei Räume: einen großen Saal mit einem Podium an der Herbststraße, hier machten wir Heim- und Hüttenspiele und es wurde zu Live-musik oder einem Grammophon getanzt.

Wir hatten eine kleine Spieltruppe, die auch beim Wandern aufspielte. Im kleineren Saal an der Demelgasse stand der Tischtennistisch. Auf kleinen Tischen wurde Schach und andere Brett- und Kartenspiele gespielt.

Einen nicht unbedeutenden Teil der Treffen in unserem Heim machten die zeitnahen, sehr ernstesten Diskussionen über die Zukunft der Jugend aus. Auch daran nahmen viele junge Menschen aus dem *Negerdörfel* teil, zum Beispiel die Schwestern Mitzi und Steffi Schmauz, Pepi Pöcher und Gustl Chyba. Dieses Heim war neben dem Fußballplatz ein beliebter Treffpunkt der Jugend aus dem *Negerdörfel*.



Vater Hörmann und Vater Vodicka

Großvater von Paul Vodicka, Johann Cerny



Josef Pöcher
im Jahr 2012

Josef Pöcher

*1929 IN WIEN

Auch nach einem Streit haben wir mit den Nachbarn geredet

Josef Pöcher lebte von seiner Geburt bis zum 23. Lebensjahr mit den Eltern und zwei älteren Schwestern im *Negerdörfel*. Als einer der Letzten verließ er 1952 die Siedlung in der Gablenzgasse und freute sich, wie viele andere, auf eine neue Wohnung mit „ein bisschen mehr Komfort“.

Bereits in jungen Jahren zog er Vergleiche zu den Wohnungen im Pirquet-Hof, wo sein Freund Karl Winter wohnte und ein eigenes Zimmer hatte. Herr Pöcher hätte es zwar im *Negerdörfel* „gerne schöner gehabt in den Wohnungen“, letztlich wogen jedoch die Freiheit der Kinder und der starke Zusammenhalt vieles auf. Er fühlte sich in der Gemeinschaft bestens aufgehoben und erinnert sich an eine schöne Jugend. Vorurteile gegenüber „Negerdörfelern“ waren für Herrn Pöcher nicht spürbar, wenn er jedoch heute auf vor der Siedlung untätig herumstehende Bewohner angesprochen wird, so stellt er gerne richtig: „Es waren die Jugendlichen und die alten Leute, die vorm *Negerdörfel* auf der Gasse gestanden oder auf einem Bankerl gesessen sind. Aber die erwachsenen Männer sind nie heraußen gestanden. Die haben gearbeitet. Ich kann mich nicht erinnern, dass die erwachsenen Männer untertags zu Hause gewesen wären.“

Josef Pöcher

AUCH NACH EINEM STREIT HABEN WIR MIT DEN NACHBARN GEREDET

„**Im Negerdörfel habe ich gewohnt**, weil ich hineingeboren wurde. Ich hatte zwei Schwestern, der Vater war in späteren Zeiten eingerückt, so wie alle, und die Mutter hat während des Krieges alleine für die Kinder sorgen müssen.

Das *Negerdörfel* war, für mich gesehen, nicht ideal zum Wohnen. Freunde meiner Eltern wohnten im Pirquet-Hof. Die hatten einen Sohn, den Winter Karli. So sind wir Burschen auch zusammgekommen. Da habe ich gesehen, dass der Winter Karli in einer Wohnung wohnt, wo er ein Zimmer für sich allein hatte, es gab elektrisches Licht, was wir nicht hatten, Wasser in der Wohnung usw. Also, uns ist es schon gut gegangen, wir haben uns blendend mit unseren Freunden verstanden und wir hatten eine schöne Jugend. Trotzdem gab es Abstufungen und wir hätten es gerne schöner gehabt in den Wohnungen. Aber deswegen war ich nicht unglücklich im *Negerdörfel*, das muss ich absolut verneinen, wir haben gute Freunde und wunderbare Eltern gehabt. Meine Mutter war, ohne sie hervorheben zu wollen, eine Perle. Sie hat nichts gehabt und trotzdem alle Leute eingeladen. So waren viele Leute im *Negerdörfel*, nicht nur meine Mutter. Das hat meine Jugend wirklich geprägt, weil die Leute zusammengehalten haben. Was mir am meisten in Erinnerung geblieben ist, sind meine Freunde, die auf mich gewartet haben, wenn sie mich abholten, weil wir fortgehen wollten und ich noch nicht fertig war. Die sind dann unten vor der Tür gestanden. Und meine Mutter hat sofort gesagt: ‚Kommt’s rauf, setzt euch nieder, wollt’s einen Kaffee?‘ Also, es konnte zu uns jeder kommen, wenn meine Mutter etwas hatte, war es gut, wenn nicht, dann hat es einfache Schmalzbrote gegeben, das war die Urform der Gastfreundschaft.

Wir waren im *Negerdörfel* eine Gruppe von vier Burschen und haben Musik gemacht. Ich habe Gitarre gespielt, dann hatten wir einen, der hat Trompete gespielt, ein anderer Klarinette. Wir haben geprobt, das war ein Riesen-Radau, die war ja nicht leise, die Musik. Kein Mensch im *Negerdörfel* hat sich darüber beschwert. Das sind Kleinigkeiten, die aber dazu beitragen, dass man in der Gemeinschaft vom *Negerdörfel* gut aufgehoben war und gut gelebt hat.

Wir Jungen untereinander haben uns auch nach der Schule oder nach der Arbeit getroffen, sind auf der Gablenzgasse alle beieinander gestanden und haben uns die verschiedensten Sachen erzählt. Unterm Hitler sind wir dann auch verhaftet worden, weil Ecken stehen war streng verboten. Meine Mutter hat mich dann geholt, von der Tannengasse im 15. Bezirk, sie hat dann so einen Wirbel gemacht, ich durfte nach Hause gehen, und meine Mutter haben sie dort behalten.



Mitte: Josefina Pöcher, Josefs Mutter, und der Familienhund Schecki, im *Negerdörfel*, ca. 1937



Josef Pöcher 1945, 2. von links

Ich war zwar politisch ziemlich unwissend, weil es auch wenig Information gegeben hat, es hat nur Zeitungen und Radio gegeben, aber da ist auch nur gekommen, was man uns sagen wollte und nicht mehr, aber die Hitlerjugend war mir suspekt, ich wollte das einfach nicht. Ich wollte mich nicht gleich wie alle anderen anziehen, ich wollte nicht stramm stehen, und das wollten alle Buben aus dem *Negerdörfli* nicht. Das war dann gewissermaßen unser erster Widerstand, weil wir einfach nicht hingegangen sind. Wir sind dann alle von der Polizei vorgeführt worden, weil es Pflicht war, dort hinzugehen, und so war es eben die erste kleine politische Demonstration, dass unsere Buben gesagt haben, dort gehen wir nicht hin, das machen wir nicht. Und auch wenn sie uns vorgeführt haben, beim nächsten Mal sind wir wieder nicht hingegangen. Ich war instinktiv dagegen, aber ich habe nicht wirklich gewusst, was sich draußen abspielt in der Welt. Erst nach dem Krieg haben wir angefangen, politisch zu denken.

Meine Mutter hat ja noch dazu ins Schlafzimmer, wo eh schon kein Platz war, auch noch ein Klavier hineingestellt. Es hat kein elektrisches Licht gegeben, es hat kein Wasser gegeben. Im Wohnraum war es im Winter warm. Meine Mutter ist gleich in der Früh aufgestanden und hat mit den Kohlen eingeheizt. Dann sind wir Kinder aufgestanden, haben uns gewaschen, ein Frühstück gekriegt und sind in die Schule gegangen.

Die ganze Familie hat im Schlafzimmer geschlafen. Aber wir haben eine Bettgeherin gehabt. Die hatte bei uns in der Küche, obwohl es ohnehin so eng war, ein klappbares Bett. Sie ist so um acht Uhr abends gekommen, hat sich das Bett aufgestellt und dort geschlafen. Wenn der Papa nach Hause gekommen ist, hat er, so wie alle Männer damals, ganz gern ein Glaserl Wein getrunken. Manchmal hat er Freunde mitgebracht, sie sind in der Küche gesessen, der Papa auf der einen Seite, seine Freunde auf der anderen, und in der Mitte hat die Bettgeherin geschlafen. In der Früh ist die Bettgeherin dann wieder gegangen, das war sicher ein Zubrot für meine Eltern.

Für mich waren Vorurteile gegenüber den „Negerdörflern“ nicht spürbar. In der Schule gab es arme Kinder und ganz arme. Die einen haben immer ein Schmalzbrot gehabt, die anderen vielleicht einmal eine Semmel mit Schokolade. Aber es hat schon wenig zu essen gegeben. Ich weiß noch, ich hatte eine begüterte Großmutter, die hat in der Abelegasse gewohnt, und wenn ich zu ihr gegangen bin, habe ich ein schönes Mittagessen bekommen, das ich zu Hause nicht bekommen habe. Meine Großmutter wusste, dass ich gerne Schnitzel esse. Da habe ich in der Suppe ein Schnitzel bekommen und zum Hauptgang ein Schnitzel. Einmal in der Woche, am Sonntag, bin ich mit den Eltern zu Fuß zur Großmutter gegangen. Sie hat uns aber im *Negerdörfli* nicht besucht.



„Uns ist es gut gegangen, wir haben uns blendend mit unseren Freunden verstanden und wir hatten eine schöne Jugend.“

Dadurch, dass sich im *Negerdörfli* vier Hausparteien eine Wasserleitung und zwei Hausparteien ein WC geteilt haben, mussten die Menschen miteinander kommunizieren. Aber es ging dann auch darüber hinaus, weil man sich besser kennen gelernt hat. Obwohl es gerade beim WC schon auch Kämpfe gegeben hat. Ich denke nur an die Reinigung. Aber letztlich ist man bei vielen Sachen zusammengekommen und hat miteinander geredet. Man hat schon gestritten, aber man war schnell wieder gut. Nachtragend waren wir auch nicht, auch nach einem Streit haben wir mit den Nachbarn geredet. Und ich muss sagen, dass es auch in der heutigen Zeit noch möglich ist, dass die Menschen miteinander kommunizieren. Anfang der siebziger Jahre habe ich in einem Haus mit einer sehr guten Hausgemeinschaft gewohnt. Wir haben drei Räume zu Gemeinschaftsräumen gemacht. In einem Raum war ein Tischtennistisch, in einem haben wir eine Sauna eingerichtet und im dritten konnten die Leute im Winter ihre Blumen einstellen. Das und die Bereitschaft der Menschen, davon Gebrauch zu machen, führte zu einer guten Hausgemeinschaft.



Christine Hörmann
im Jahr 2012

*Dr.ⁱⁿ Christine
Hörmann*

*1945 in Wien

Das *Negerdörfel* als Sozialisierungsstätte

Christine Hörmann verbrachte die ersten sieben Lebensjahre im *Negerdörfel*, bevor sie 1952 mit ihrer Familie in den benachbarten Pirquet-Hof übersiedelte. In ihrem umfassenden und plastischen Rückblick auf die Nachkriegszeit stehen die kindliche Kreativität und der oftmals familiäre Zusammenhalt sowie die Vielfalt der in bescheidenen Verhältnissen lebenden BewohnerInnen im Vordergrund. Ihre Beschreibung der ersten Abbrucharbeiten an einem nebligen Novembertag erzeugt Gänsehaut. Die Aufzeichnungen von Frau Hörmann klingen mit einem Kommentar aus, der aufhorchen lässt: Von einem Bekannten auf ihren vermeintlichen sozialen Aufstieg nach dem *Negerdörfel* angesprochen, wehrt sie ab und verweist auf einen „bestenfalls ökonomischen Aufstieg“. Den Wert ihrer frühkindlichen Sozialisation im *Negerdörfel* könne man nicht hoch genug einschätzen.

„**Eines hatte das Negerdörfel im Jahre 1945** den meisten anderen Elendsquartieren voraus: Seine Bewohner waren schon immer arm, nicht erst nach dem Krieg.

1911 als Notstandsbauten für arme, unterstandslose und kinderreiche Familien als Überbrückungsquartier in Ottakring nahe der Vorortelinie errichtet, sollte es nach 17 Jahren wieder geschliffen werden. Die Geschichte lehrte anderes, und so war auch noch für mich – Jahrgang 1945 – das *Negerdörfel* meine erste Heimat und Sozialisierungsstätte.

Wann und wieso es zu seinem Namen kam, konnte ich nirgends dokumentarisch belegt eruieren, laut Legende kommt aber *Negerdörfel* vom Dialektausdruck ‚neger sein‘, arm sein. Seltener hörte man auch die abfälligere Interpretation, dass so manche BewohnerInnen keiner geregelten Arbeit nachgegangen und vom häufigen ‚In-der-Sonne-Liegen‘ gebräunt wie ‚Neger‘ gewesen wären.

Die Siedlung befand sich zwischen der Zagorski-, Gablenz-, Pfenniggeldgasse und Herbststraße. Sie bestand aus circa zehn einstöckigen Doppelhäusern, zwei davon als sogenannte ‚Musterhäuser‘ aus gebrannten Ziegeln, die anderen bloß aus einem Holzgerüst, ausstaffiert mit Bauschutt, Pappe und ähnlichem Füllmaterial. Vor jedem Hauseingang befand sich eine kleine überdachte Holzveranda als Windfang, hier konnten wir Kinder auch bei Regenwetter im Freien, aber geschützt spielen.

Jedes Haus barg je vier ebenerdig und im ersten Stock gelegene Wohnungen, bestehend aus zwei Räumen, insgesamt nicht größer als 26 Quadratmeter (so hatte man sich 1911 ein Quartier für kinderreiche Familien vorgestellt). Wasserleitung und WC waren am Gang. Es gab wohl eine Gasleitung, aber keinen elektrischen Strom. Als Abendunterhaltung gab es also kein Fernsehen, sondern es wurde beim Licht einer Petroleumlampe oder einer Gasglühstrumpfbeleuchtung gespielt oder, wie in meiner Familie, gemeinsam Hausmusik betrieben. Einige Häuser hatten an ihren Rückseiten Nutzgärten, parzelliert in circa zwanzig Quadratmeter große Beete für jeweils eine Familie. Die Krönung war der Weichselbaum von der Juli-Tant¹⁶; man konnte in seinem Geäst sitzen und sich bis zum Zerplatzen den Bauch mit Weichseln vollschlagen!



„*Es gab wohl eine Gasleitung, aber keinen elektrischen Strom.*“

Innerhalb der Anlage gab es breite naturbelassene, also steinige und erdige, streckenweise mit Gras und Unkraut bewachsene Wege, und etwas abseits der Hauptwiese lag zwischen zwei Baracken, wie die Häuser von den Bewohnern selbst genannt wurden, die kleine ‚Modler-Wiese‘, so genannt nach der Wohnpartei, deren Fenster da hinausgingen.

Die Modlers waren in der mehr oder minder glücklichen Lage, mehrmals pro Woche kostenlos einem Theaterspiel folgen zu können, das wir Kinder aus dem Stegreif mit viel Ehrgeiz und wenigen Requisiten aufführten. Letztere beschränkten sich auf einen geschnitzten Wanderstock meines Vaters und eine moosgrüne uralte, mottenzerfressene Samtdecke, woraus ein mehr als einsturzgefährdetes Zelt gebaut wurde. Dieses Gebäude musste wegen seiner kostbaren Materialien etwas Besonderes darstellen, also wurde es zum Schloss erklärt, gleichgültig, ob es für das Spiel vonnöten war oder nicht. Hauptrollen wie Prinz und Prinzessin, Räuber oder Hexen hatten immer meine große Schwester und ihre Freundinnen inne, da ich aber stets heulend und protestierend auch eine Hauptrolle beanspruchte, erklärte man mich kurzerhand für alle Theaterstücke zum alten König, ebenfalls unabhängig davon, ob einer gebraucht wurde oder nicht; hatte ich doch ohnedies nichts anderes zu tun, als im Schloss zu sitzen, was bedeutete, ich saß im Schneidersitz am Boden und musste den Stock mit der darübergestülpten schweren Samtdecke halten, von der ich stets vollends verhüllt war. Es war finster und heiß, ich bekam kaum je mit, was an der frischen Luft überhaupt gespielt wurde – aber ich war der König, und das Schloss brach nicht zusammen, außer vielleicht ein- oder zweimal, als ich mir’s vor nicht zugegebener Langeweile ein bisschen gemütlicher hatte machen wollen und eingeschlafen war.



Mutter und
Schwester von Frau
Hörmann vor dem
Rohrauerpark, 1940

Manches Mal sammelten die Buben im Winter für die Kathi-Tant' Holz (sie war niemandes leibliche, sondern unser aller Tant'), dann machte sie gleich für alle Kinder, die in der Nähe waren und noch in ihre Küche hineinpassten, eine Jause mit Kakao (der höchste vorstellbare Luxus), und sie legte für uns sogar eine Tischdecke auf. Oder es gab Bratäpfel, und wir saßen in der duftenden kleinen Küche und lauschten, wie sie uns, neben einer kleinen, flackernden Petroleumlampe sitzend, Geschichten erzählte.

In meiner Erinnerung verhielten sich so gut wie alle Mitbewohner zueinander in etwa wie Familienmitglieder. Sie halfen einander, sie stritten miteinander, wurden wieder ‚gut‘, sie standen einander mehr oder minder nahe. Die Kinder konnten wirklich den ganzen Tag über auf der Wiese oder beim Bächlein umhertollen, irgendjemand hatte immer ein Auge auf sie. Man hatte von niemandem etwas zu befürchten, außer vor Leuten, die wir nicht kannten, die von außen kamen, denn das konnten sogenannte ‚Kinderverzahrer‘ sein. So wurde zum Beispiel der arme Straßenfotograf, der damals durch die Gegend wanderte, willkürlich irgendwelche Bilder aufnahm, sie entwickelte und nach wenigen Tagen wieder vorbeikam, darauf hoffend, die eine oder andere Fotografie möge auch gekauft werden, eine geraume Weile von uns Kindern für so einen ‚Verzahrer‘ gehalten. Andererseits machten Leute, die nicht im *Negerdörfli* wohnten, einen Bogen darum. Denn da würde ihrer Meinung nach nur ‚Gesindel‘ wohnen, alle mit Dreck am Stecken und überall anders auch, Nichtsnutze, Tagediebe, auf jeden Fall ‚kane Guaden‘ (erfuhr ich erst viele Jahre später, in meiner Kindheit war mir das nie bewusst gewesen).

Aus meiner sicherlich etwas verklärten Erinnerung und aus Erzählungen weiß ich aber, dass dort ganz durchschnittliche Leute verschiedenster Herkunft lebten, arme Handwerker, arme Arbeitslose, natürlich auch Nichtstuer, abgewirtschaftet habende Geschäftsleute, vermutlich zwei käufliche Damen, eine oder zwei Roma- oder Sinti-Familien, die es irgendwie geschafft hatten, den Nazi-Schergen zu entkommen, echte oder vermeintliche Künstler, sogar verarmte Adelige und vieles andere mehr.

Es gab keine Wohlhabenden; es wurde auch nach dem Krieg keiner reich. Als ich einmal im Winter nicht zur Schule gehen konnte, weil tiefer Schnee lag und einer von meinem einzigen Paar Winterschuhe ein großes Loch in der Sohle hatte, wollte meine Mutter dies nicht schriftlich als Entschuldigungsgrund anführen. Mein Vater bestand jedoch darauf mit der Erklärung, nicht Armut wäre in Zeiten wie diesen eine Schande, sondern Reichtum!

Im August 1952 wurde der letzte Mieter ausgesiedelt. Meine Familie zog im März desselben Jahres in den benachbarten Pirquet-Hof. Wir hatten uns schon sehr darauf gefreut. Ich erinnere mich an meine ersten Vorstellungen von einer Wohnung mit elektrischem Licht, in der man einen großen, viereckigen Spiegel mit einer weißen Glaskugellampe darüber wie im städtischen Tröpferlbad haben würde!

„Einige Häuser hatten an ihren Rückseiten Nutzgärten, parzelliert in circa zwanzig Quadratmeter große Beete für jeweils eine Familie.“

Noch wohnte ich aber im *Negerdörfli*. Die ersten Abbrucharbeiten hatten bereits begonnen. Es war ein nebeliger Novembertag, ich kam von der Schule – ich besuchte die erste Klasse Volksschule – nach Hause, meine Mutter war wider Erwarten nicht da. So hockte ich mich auf die Holzveranda und sah zu, wie am Haus gegenüber Arbeiter Dachziegel abhoben und an einem flachen, langen Brett, das schräg an die Hausmauer angelegt war, zu Boden gleiten ließen. Die Fensterstöcke waren schon alle herausgerissen, man konnte in die leere, an einer Stelle rauchgeschwärzte ehemalige Küche der bereits verzogenen Galandner Schwestern sehen. Es war kalt, feucht, hatte zu nieseln begonnen, es wurde immer dämmriger, außer den zwei Arbeitern war kein Mensch zu sehen. Sie verrichteten ihre Arbeit still, als einziges Geräusch war das regelmäßige Herabgleiten der Ziegel zu hören. Ich blickte auf den schon halb abgedeckten Dachstuhl, und plötzlich verspürte ich einen bislang noch nie gekannten Schmerz, den ich damals nicht definieren konnte. Aber sooft ich in meinem späteren Leben das Wort ‚Abschied‘ vernahm oder selbst aussprach, vermeinte ich, eine Erinnerung an diesen Schmerz zu verspüren.

Vor einiger Zeit war ich im Ottakringer Bezirksmuseum, um ein bisschen in der Chronik zu stöbern. Nach meinem Besuch dort traf ich einen mir bekannten Buchhändler. Ich erzählte ihm, zu welchem Zweck ich unterwegs war. Er zeigte sich sehr erstaunt und sagte: ‚Was, du hast im *Negerdörfli* gewohnt? Na, da hast du aber einen enormen sozialen Aufstieg gemacht!‘ Ich wusste spontan keine passende Antwort darauf. Aber heute weiß ich sie: Nein! Ich habe keinen sozialen, sondern bestenfalls einen bescheidenen ökonomischen Aufstieg hinter mir; ein sozialer war nicht nötig! Denn ich bin der festen Überzeugung, dass alles, was an mir psychisch gesund sein mag, trotz massivem Nachkriegselend seine Wurzeln in meiner frühkindlichen Sozialisation im *Negerdörfli* hat!“

* Sämtliche Eigennamen sind geändert.



Christine Hörmann als Vierjährige in einem ehemals zu klein gewordenen, aber wieder bestens adaptierten Kleid; tapfer genug, sich vom vermeintlichen „Kinderverzahrer“ fotografieren zu lassen. Ganz geheuer war ihr dabei aber offensichtlich nicht zu Mute (1949)



Frau Stika im Franz-Novy-Hof mit dem Bild ihrer Großmutter und deren Zwillingsschwester

Gertrude Stika
geb. Heidler, *1932 in Wien

Sich **nicht** unterkriegen lassen

Gertrude Stikas Verbundenheit mit dem Grätzl ihrer Kindheit und Jugend ist bis heute spürbar. Ihre Erinnerungen sind vom unvergleichlichen Zusammenhalt der „Negerdörfler“ und unermüdlichen kindlichen Einfallsreichtum geprägt. In der Siedlung und den umliegenden Gärten ist ihr jeder Winkel vertraut, die damalige Bewegungsfreiheit der Kinder heute kaum noch vorstellbar.

Drei Frauengenerationen wohnten in der Barackensiedlung unter einem Dach. Frau Stika, die Enkelin, pflegte ihre Großmutter bis zu deren Tod im Jahr 1950 und übernahm die Wohnung. Mit dem bevorstehenden Abbruch der Siedlung fand Frau Stika im 20. Bezirk eine neue Bleibe, wirklich zu Hause fühlte sie sich aber weiterhin nur im *Negerdörfel*. Geformt von der Kraft der Gemeinschaft in einer oftmals entbehrungsreichen, vielleicht aber umso phantasievolleren Zeit, vermag Frau Stika mit anschaulichen Erzählungen das Publikum in ihren Bann zu ziehen und der Vergangenheit neues Leben einzuhauchen.

GERTRUDE STIKA

SICH NICHT UNTERKRIEGEN LASSEN



Gertrude Stika vor
ihrem Wohnhaus im
Negerdörf, ca. 1943

„Wir waren arm, also mussten wir kreativ sein. Wir haben aus allem etwas gemacht. An eine Schuhschachtel haben wir zum Beispiel eine Schnur gebunden und so ein Puppenwagerl gebastelt.“

„**Im Negerdörf** waren arme, kinderreiche Familien. Dafür wurde es gebaut. Ich bin ins *Negerdörf* hineingeboren worden. Meine Großmutter Theresia ist gleich 1911 dort eingezogen. Als meine Großmutter gestorben ist, habe ich die Wohnung übernommen. Sie hat sehr viel gearbeitet, mein Großvater ist gestorben, als das jüngste Kind von sieben Kindern sechs Monate alt war. Wenn es möglich war, ist sie in der Nacht arbeiten gegangen, hat gewaschen, geflickt und gestopft. Sie hatte eine Nähmaschine. Auf diese Art hat sie die Familie durchgebracht, und es ist trotz allem aus jedem etwas geworden.

Ich habe mit meiner Mutter Hermine und meiner Großmutter im *Negerdörf* gelebt, mein Vater ist aus dem Krieg nicht mehr nach Hause gekommen.

Es wurde behauptet, dass im *Negerdörf* die Wäsche von den Leinen gestohlen wurde und sich die Leute den ganzen Tag die Sonne auf den Bauch scheinen lassen. Der schlechte Ruf kam von den armen Leuten, aber richtig kriminell war niemand. Auf mich ist im *Negerdörf* immer aufgepasst worden.

Im *Negerdörf* konnte man immer in den Hof hinaus. Es war immer jemand da zum Spielen, man war nie allein. Schon mit dem Dreirad bin ich im Hof alleine herumgefahren. Das *Negerdörf* war wie eine Familie. Jeder kannte jeden, wenn ein Kind niedergefallen ist und sich weh getan hat und die Mutter gerade nicht da war, ist jemand gekommen und hat das Kind gleich betreut. Man kam sich nie verlassen vor. Es war immer jemand da, der geholfen hat.

GERTRUDE STIKA
SICH NICHT UNTERKRIEGEN LASSEN

Wir waren arm, also mussten wir kreativ sein. Wir haben aus allem etwas gemacht. An eine Schuh-schachtel haben wir zum Beispiel eine Schnur gebunden und so ein Puppenwagerl gebastelt. Aus Streichholzschachteln haben wir einen Kasten gemacht oder für kleine Puppen ein Bettchen. Wir mussten uns immer etwas einfallen lassen, so viel Spielzeug hat es nicht gegeben.

Nach dem Krieg habe ich beim Handschuh-Peter in der Währinger Straße eine Lehrstelle gefunden. Ich bin voller Freude zur Großmutter nach Hause gekommen, meine Mutter war in der Arbeit, sie hat 36 Jahre in der Schuhfabrik Bally gearbeitet. Die Großmutter hat geweint, weil sie künftig den ganzen Tag alleine geblieben wäre. Sie konnte sich mit ihren Krücken ja nicht einmal ein Essen wärmen. Also wurde beschlossen, dass ich daheim bleiben muss und nicht in die Lehre gehen kann. Meine Mutter hat mir ein minimales Kostgeld gegeben und ich musste für mich und die Großmutter einkaufen. Meine Mutter hat inzwischen einen Mann kennen gelernt, geheiratet und ist weggezogen. Mit vierzehn habe ich also begonnen, zu kochen, aufzuräumen, es ist damals nicht anders möglich gewesen. Ich war täglich am Brunnenmarkt einkaufen, hin und zurück zu Fuß, von fahren war keine Rede, wir sind immer zu Fuß gegangen. Meine Großmutter hat mir gesagt, was wir heute kochen, ich soll mir alles anschauen, weder das Teuerste noch das Billigste kaufen, weil es auch schön sein sollte.

Ich habe nichts gelernt, aber ich bin trotzdem als Buchhalterin und Lohnverrechnerin in Pension gegangen. Es kommt schon ein bisschen auf den eigenen Ehrgeiz an und dass man sich nicht unterkriegen lässt.

Nach dem *Negerdörfel* bin ich mit meiner einjährigen Tochter in den 20. Bezirk gezogen, weil meine Mutter nach der Heirat dort gewohnt hat. Lieber wäre ich in Ottakring geblieben. Die Gemeinschaft war nicht wie im *Negerdörfel*. Mir war langweilig, ich kannte niemanden im 20. Bezirk. Ich bin damals, als noch nicht alle ausgezogen waren, zweimal in der Woche zu Fuß ins *Negerdörfel* gegangen. Damals durfte man nämlich mit einem Kinderwagen nicht in die Straßenbahn einsteigen. Im *Negerdörfel* habe ich die Menschen besucht und habe mich gleich wieder wohl gefühlt. Das war so, bis das *Negerdörfel* abgerissen wurde.“



Hermine Heidler mit ihren
Geschwistern, ca. 1917



Großmutter Theresia Heidler
mit ihrer Zwillingsschwester,
ca. 1890



Drei langjährige Freundinnen
im Franz-Novy-Hof (v.l.n.r.):
Else Klejna,
Herta Menzel,
Aurelia Friedrich

Aurelia Friedrich

*1928 in Wien

Else Klejna

geb. Urbauer, *1929 in Wien

Herta Menzel

geb. Stejskal, *1930 in Wien

Es war **eine** **große Familie**

An einem sonnigen Frühlingstag kommen drei Freundinnen zum Interview ins **wohnpartner**-Lokal im Franz-Novy-Hof. Das Besondere dabei: Aurelia Friedrich, Else Klejna und Herta Menzel haben einander vor rund achtzig Jahren im *Negerdörf* kennen gelernt und seitdem nie mehr aus den Augen verloren.

Aurelia Friedrich, Else Klejna, Herta Menzel

ES WAR EINE GROSSE FAMILIE

Else Klejna wohnte von 1929 bis zum Abbruch 1952 im Negerdörfel. Sie weist darauf hin, dass die Fotos der Siedlung kurz vor deren Abbruch entstanden sind, als die Häuser bereits in einem „desolaten Zustand“ gewesen seien, weil „vom 11er bis zum 52er Jahr nie etwas gerichtet worden“ sei. Sie wuchs mit ihrer Cousine und ihrem Cousin bei ihrer Tante auf: „Ich bin gleich nach der Geburt zur Tante gekommen, sie war die Schwester meines Vaters. Es gab da keinen Unterschied zu ihren leiblichen Kindern.“

Frau Klejna kann sich gut an das Areal in der Gablenzgasse erinnern: „Alle Wohnungen hatten Zimmer-Küche. Es war trocken und sonnig. Wir hatten auch Gas. Gas in der Wohnung hatten aber nur diejenigen, die es einleiten ließen. Strom war allerdings keiner. Wasser haben wir am Gang geholt. Es waren immer vier Parteien im Parterre und vier im ersten Stock. Zwei Parteien hatten miteinander ein Klo und für vier Parteien gab es eine Wasserleitung. Da die Häuser nicht unterkellert waren, hat es Schuppen gegeben. Dort hat jeder sein Abteil zugewiesen bekommen, um Kohlen und Holz zu lagern und den Waschtrog hineinzustellen.“

Nach der Schule waren wir im Hof, bis die Gaslaternen ausgegangen sind. Dann mussten wir rauf. Ich habe eine Bekannte, die sagt: ‚Ich habe euch immer beneidet, aber die Eltern haben es verboten, geht dort ja nicht hinein, das dürft ihr nicht!‘ Die anderen Kinder durften ja in den anderen Höfen nirgendwo ins Gras hineinsteigen. Im Pirquet-Hof war alles eingezäunt und die Kinder durften nicht in die Wiese gehen. Die Hunde durften hineingehen, aber die Kinder nicht. Wir konnten im *Negerdörfel* auf der Wiese sitzen und spielen. Dabei haben wir unsere Phantasie ausgelebt. Wir haben uns Puppenküchen gemacht und mit den Fleckerln von der Schneiderin haben wir alles drapiert und die Puppen angezogen. In der Schule haben wir nie erlebt, dass andere Kinder gesagt hätten: ‚Mit euch spielen wir nicht, weil ihr aus dem *Negerdörfel* seid!‘ Das ist nie passiert, die ganzen Jahre nicht.

Der schlechte Ruf kam daher, dass oben im (Rohrauer-)Park um Geld Karten gespielt wurde: ‚Rot gewinnt und Schwarz verliert!‘ Wenn dann die berittene Polizei kam, sind alle weggelaufen und bei uns waren die Eingänge überall offen. Dann sind die bei uns durch, haben sich verloren und uns blieb der schlechte Ruf. Dabei haben die ja gar nicht im *Negerdörfel* gewohnt.“

Aurelia Friedrich wuchs ab 1934 mit fünf Geschwistern im *Negerdörfel* auf. Sie erinnert sich an „böhmische Familien“ wie die Koureleks und an Beppo Tozzi, den Italiener und seine Waldviertler Lebensgefährtin, Anna Neuhauser. Da ihr Vater Arbeit als Dachdecker hatte, konnte er die Familie versorgen: „Im Winter hat er von den Dächern Schnee abgeschaufelt. Wir Kinder sind mitgegangen und haben ihm geholfen. Der Vater hat auch immer Holz heimgebracht. Als ich klein war, hat er mich einmal aufs



Else Klejna (vorne) mit ihrer Cousine Friederike und ihrem Cousin Walter Urbauer im *Negerdörfel*, ca. 1933

V.l.n.r.: Else Klejna, Gerti Weiß, Herta Menzel, Aurelia Friedrich, ca. 1942 im Schulhof, Herbststraße



Herta Menzel und
Familie Navratil
vor der Gablenzgasse
112b (1938)

„*Es ist im Negerdörfel nie eingebrochen worden, es wurden nie die Türen versperrt, auch beim Einkaufen ist alles offen geblieben.*“

Magistrat mitgenommen, weil er eine Geldaushilfe wollte. Und der Beamte hat gesagt: ‚Was, Sie wollen eine Aushilfe, Ihr Kind ist ja schöner angezogen als meines.‘ Die Mama hat oft die ganze Nacht durchgewaschen. Ich könnte nicht sagen, dass wir heruntergekommen gewesen wären.“

Geburtstagen sei damals übrigens keine große Bedeutung beigemessen worden, dafür war Weihnachten ein umso bedeutenderes Fest: „Knapp vor dem Heiligen Abend sind der Vater und der Bruder auf den Meiselmarkt gegangen, wo sie die Bäume schon billiger hergegeben haben, um sie noch anzubringen. Und unten auf der Thaliastraße war ein Geflügelgeschäft, das hat Hinek geheiß. Da haben wir den Sparverein gehabt. Da hat die Mama jede Woche ein bisschen was hingetragen. Und zu Weihnachten ist es sich dann für ein Gansl ausgegangen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie gut das geschmeckt hat, die Ganslfett mit der Leber vermischt, da reden wir heute noch oft davon, wie gut das war. Und für das Erdäpfelbrot hat die Mama den Teig gemacht und ihn dann zum Bäcker getragen, zum Backen.“

Ins Schwärmen gerät Frau Friedrich, wenn sie an die Gemeinschaft im *Negerdörfel* zurückdenkt: „Es war eine wunderbare Nachbarschaftshilfe. Wir waren ja sechs Kinder. Wenn irgendwas passiert ist, sind wir zur Frau Urbauer (Anm.: Tante von Frau Klejna), und die ist schon gekommen mit dem Verbandskasten und hat uns eingebunden. Sie hat auch gestrickt. Meine Mutter hatte keine Zeit zum Stricken wegen der sechs Kinder. Wir haben Wolle gekauft, und die Frau Urbauer hat für uns Geschwister die Westen gestrickt. Und wenn unsere Mama mit dem Kochen fertig war, ist sie schon bei der Frau Paschek beim Fenster gestanden und sie haben getratscht.“

Frau Menzel kann die Hilfsbereitschaft im *Negerdörfel* nur bestätigen. Sie war regelmäßig zu Besuch bei ihren Großeltern, die seit 1912 im *Negerdörfel* gewohnt haben: „Es war einer für den anderen da. Natürlich ist auch gestritten worden, aber im Prinzip war einer für den anderen da. Und zum schlechten Ruf möchte ich auch noch etwas sagen. Es ist im *Negerdörfel* nie eingebrochen worden, es wurden nie die Türen versperrt, auch beim Einkaufen ist alles offen geblieben.“

Aurelia Friedrich, Else Klejna, Herta Menzel

ES WAR EINE GROSSE FAMILIE

In der Folge entwickelt sich ein reges Gespräch zwischen den Freundinnen.

Frau Friedrich erklärt: „Es war auch nicht schwieriger, Arbeit zu finden, wenn man aus dem *Negerdörfel* kam. Als ich in einer Textilfirma war, hat mich mein Chef sogar manchmal nach Hause geführt.“

Frau Menzel betont: „Die Adresse war ja nicht *Negerdörfel*, sondern Gablenzgasse. *Negerdörfel* war ja kein offizieller Name.“

Frau Klejna nickt und meint: „Aber wir haben selbst auch *Negerdörfel* gesagt.“

Frau Menzel erzählt von ihren Besuchen bei den Großeltern: „Ich bin nach der Schule zur Großmutter ins *Negerdörfel* gegangen. Dort habe ich gegessen und dann war ich bis zum Abend dort. Wir waren viel im Hof, einige Bäume aus dem *Negerdörfel* stehen heute noch. Zum Schlafen bin ich nach Hause gegangen.“

Frau Friedrich wirft ein: „Meine Schwester und ich haben dich oft begleitet bis zur Heiligen-Geist-Kirche und dann sind wir zurück nach Hause gegangen.“

Frau Menzel fährt fort: „Ich war ein Einzelkind, meine Eltern haben gearbeitet. Mein Vater war Elektriker, uns ist es nicht so schlecht gegangen. Auch meine Tanten sind alle arbeiten gegangen. Weihnachten ist dann bei uns gefeiert worden. Wir haben in der Herbststraße gewohnt, neben der Radetzkykaserne. Meine Mutter hat auch ein Gansl gemacht. Die Tanten und die Großmutter waren bei uns und nachdem die keine Kinder hatten, habe ich mehr Sachen gekriegt.“

Frau Friedrich merkt an: „Sie hat immer die schönsten Spielsachen gehabt: den schönsten Kinderwagen, den schönsten Teddybären. Und wir haben immer mit ihrem Teddybären gespielt.“

Frau Klejna fügt noch hinzu: „Meine Mutter ist oft in der Nacht Schnee schaufeln gegangen, damit sie uns schöne Weihnachten machen kann.“

Und abschließend meint sie: „Abschiedsschmerz vom *Negerdörfel* hat es am Schluss keinen gegeben. Die Leute waren schon froh über die Gemeindewohnungen, man hat alles drinnen gehabt, wie das Wasser, so wie im Pirquet-Hof. Es waren dann schon wirkliche Verbesserungen. Manche haben aber auch bombenbeschädigte Wohnungen bekommen, und die waren weniger froh. Die Wohnung, aus der sie ausgezogen sind, war ja intakt.“

Für uns Kinder war die Zeit im *Negerdörfel* wunderschön. Jeder kannte jeden und hat mitgelebt bei dem, was in den Familien passiert. Es war eine große Familie.“



Herta Menzel im Hof
des *Negerdörfels*,
ca. 1943



Alice Hinterleitner
im Jahr 2012

Alice Hinterleitner
geb. Pokorny, *1928 in Wien

Ich habe dazugehört, als ob ich schon immer dort gewesen wäre

An viele schöne Stunden bei ihren liebevollen Großeltern erinnert sich Alice Hinterleitner, wenn sie ans *Negerdörfel* denkt. Mit den Eltern wohnte sie in der Meiselstraße im 14. Bezirk und ging gerne jeden Tag nach der Schule zu ihren Großeltern Franz und Anna Kourilek ins *Negerdörfel*, um dort mit ihnen zu essen und mit den Nachbarskindern zu spielen. Durch den Posten des Vaters als Straßenbahner war ihrer Familie ein relativer Wohlstand vergönnt. Im Kontrast dazu stand die Armut der aus Tschechien stammenden Großeltern und deren NachbarInnen im *Negerdörfel*.

Alice Hinterleitner

ICH HABE DAZUGEHÖRT, ALS OB ICH SCHON IMMER DORT GEWESEN WÄRE

„Im *Negerdörfli* war es so, dass ich erst die Armut kennen gelernt habe. Ich war zu der Zeit nicht arm, von meinen Eltern aus, mein Vater war bei der Straßenbahn Schaffner, er war ein Fixverdiener, also habe ich Armut nicht kennen gelernt. Ich hatte keine Geschwister. Meine Mutter hat armen Leuten ein Essen gegeben, wenn sie bei uns an der Tür geklopft haben. Am Gang, beim Fenster, haben sie dann gegessen. Das war alles vor der Nazizeit. Dann ist ja das Betteln verboten worden. Die Leute im *Negerdörfli* haben nichts hergeben können, die haben, wie man sagt, mit dem Rotz gerauft.“

Meine Großeltern waren aus Mähren. Miteinander haben sie tschechisch geredet, die Muttersprache war nicht Deutsch. Meine Mutter hat mit ihren Eltern auch tschechisch gesprochen. Ich nicht, aber sie haben mich tschechisch angesprochen, das habe ich verstanden. Ich verstehe es noch immer, aber reden kann ich nicht wirklich. Meine Großeltern haben in Wien Deutsch gelernt, als Erwachsene. Sie haben sehr gut deutsch gesprochen. Meine Großeltern sind vor dem Ersten Weltkrieg nach Wien gekommen. Mein Großvater war Schuhmacher. Er hat den Leuten um wenig Geld die Schuhe repariert. So etwas würde man heute nicht tragen, was er repariert hat. Aber die Leute konnten es wieder tragen. Meine Großmutter hat natürlich geschimpft und gesagt: ‚Du musst schon verlangen, von was werden wir leben?‘ Und dann hat er wieder ein bisschen was verlangt. Und jeder hat es weitergesagt: ‚Wenn ihr Schuhe zu reparieren habt, dann geht zum Kuschalek‘. Er hatte eine Holzhütte im Garten, dort hat er gearbeitet, es war wie eine kleine Werkstatt. Weil meine Großmutter mir zu Weihnachten nichts kaufen konnte, hat sie die Christbaumstücke zum Aufhängen in der Greißlerei gesammelt. Sie hatte eine gepolsterte Schachtel, und da hat sie immer ein Stück Schokolade hineingegeben. Im November hat sie angefangen zu sammeln. Zu Weihnachten habe ich dann die volle Schachtel gekriegt. Sie hat die Stücke immer beim Einkaufen gleich mitgezahlt, und dann sind die Stücke in die Schachtel gekommen. Ich bin immer dort hingegangen um einen Schlecker und eine Bensedorp-Schokolade um zehn Groschen.“

Zuerst haben meine Großeltern woanders gewohnt, durch die vielen Kinder haben sie die Wohnung verloren und sind im *Negerdörfli* untergekommen. Außer den Großeltern haben noch die zwei Söhne dort gewohnt, die beide sehr krank waren. Einer hat in der Küche geschlafen und einer bei den Großeltern.“

Zum Schlafen bin ich nach Hause gegangen. Es gab ja nur ein Zimmer mit einem Fenster, und das Zimmer war ein größeres Kabinett. Und dann gab es noch eine Küche. Wasser haben wir von der Bassena am Gang geholt. Und es waren immer vier Parteien für zwei Klos. Für die gab es einen Schlüssel. Es hat eine Waschküche gegeben, Schupfen hat man gesagt. Dort haben wir gewaschen. In den Schupfen hat es auch so etwas wie Kellerabteile gegeben, dann ist man eine Holzstiege

Alice Hinterleitner

ICH HABE DAZUGEHÖRT, ALS OB ICH SCHON IMMER DORT GEWESEN WÄRE

raufgegangen und konnte dort die Wäsche aufhängen. Wenn es draußen schön war, hat man einen Strick gespannt und die Wäsche aufgehängt.“

Meine Großmutter hatte einen Herd, der mit Holz beheizt wurde. Holz für den Ofen haben wir aus dem Wienerwald geholt. Ich bin auch Holz klauben gegangen. Alles, was zu kochen war, ist auf dem Herd gemacht worden. Die Großmutter hat gekocht, Hausmannskost: Erdäpfel, Gemüse, Suppe, auch mit Gemüse, alles, fast kein Fleisch. Da hat es einen Tisch gegeben, einen selbst gemeißelten Holztisch, wie beim Heurigen, und dort habe ich gegessen. Im Garten meiner Großeltern gab es Salat, Zwiebeln und die Kräuter für die Suppe. Und dann Obstbäume: Marillen, Pfirsich, Apfel. Meinen Großeltern wurde aber nie ein Obst gefladert. Kohl und Kohlrüben wurden im Garten auch angebaut. Es war ein großer Apfelbaum. Die Äpfel waren aber keine Essäpfel, sondern nur für die Mehlspeisen wie Apfelstrudel gedacht. Da ist immer ein Sohn zu Besuch gekommen, der hat nicht im *Negerdörfli* gewohnt. Und der hat immer gesagt: ‚Mutter, gibt es wieder einen Apfelstrudel?‘ Der hat den Apfelstrudel so geliebt. Sie hat gesagt: ‚Da musst du noch ein bisschen warten. Die sind noch so sauer.“

Gewartet hat man im *Negerdörfli* auch auf diesen sonntäglichen Besuch: ‚Einen Zuckerbäcker gab es, der hatte zwei, drei Laden und einen Gurt, dann hat er mit seiner Glocke geläutet, meistens an einem Sonntag; ‚Der Zuckerbäcker ist da.‘ Und meine Mutter hat dann für die Familie und mich Cremeschnitten und Schaumrollen gekauft. Der ist von Haus zu Haus gegangen und hat überall geläutet. Auch im *Negerdörfli* haben die Leute versucht, sich am Sonntag etwas zu gönnen.“

Frau Hinterleitner schildert das nachbarschaftliche Zusammenleben im *Negerdörfli*: ‚So isoliert wie heute war man nicht. In jeder Stiege hat es jemanden gegeben, zu dem man freundschaftlichen Kontakt hatte. Im Hof haben wir gespielt. Es war wie in einem Dorf.“

Streitereien hat es schon auch gegeben, es gab auch viele Unterschiede unter den Leuten, viele Nationen. Aber es war nie böse, man war bald wieder gut, der Streit war dann vergessen.“

Auch unter den Kindern gab es Zusammenhalt: ‚Es waren viele Kinder im *Negerdörfli*. Ein Kind war selten. Ich habe auch gespielt mit den Kindern. Das war schön. Sehr schön sogar. Anmäuern haben wir gespielt, da hatten wir eine vertiefte Grube. Die Kinder hatten Kugeln. Aus Ziegel, aber rund und bunt. Und dann hat es bunte Glaskugeln gegeben, aber die waren teuer. Das haben sich diese Kinder nicht leisten können. Ich habe von meiner Mutter Glaskugeln bekommen und meine Mutter hat dann gesagt: ‚Du hast einen ganz schönen Verbrauch! Na ja, weil ich sie hergeschenkt habe.“

Alice Hinterleitner

ICH HABE DAZUGEHÖRT, ALS OB ICH SCHON IMMER DORT GEWESEN WÄRE

„So isoliert wie heute war man nicht. In jeder Stiege hat es jemanden gegeben, zu dem man freundschaftlichen Kontakt hatte. Im Hof haben wir gespielt. Es war wie in einem Dorf.“

Das ist in mir geblieben, das Herschenken. Das bleibt einem. Mir war als Kind klar, dass es mir besser geht als den Kindern im *Negerdörfel*. Ich hatte Essen, das sie nicht gekannt haben. Und Obst. Meine Mutter hat ihren Eltern dann auch Sachen gebracht. Die waren ja auch arm. Sie hat Obst gebracht und Fleisch. An der Kleidung hat man es nicht so gemerkt. Es waren alle nett angezogen, nichts Ausgefallenes, keine modischen Sachen. Im Sommer ist man viel bloßfüßig gegangen, ich auch. Ich denke viel an die Zeit zurück. Ich habe dazugehört, als ob ich schon immer dort gewesen wäre. Ich hatte das Gefühl, mit den ärmeren Kindern verbunden zu sein. Der Zusammenhalt war größer. Im *Negerdörfel* habe ich mich wohler gefühlt als mit den Kindern in meiner Klasse. Gespielt habe ich nur im *Negerdörfel*. In der Schule war ich in der Meiselstraße.“

Die Großeltern von Frau Hinterleitner konnten sich beim Umzug in den Gemeindebau schwer vom *Negerdörfel* trennen: „Meine Großeltern sind nach dem Abriss in den Gemeindebau gekommen, in den unteren Gemeindebau in die Koppstraße. Meine Großeltern waren todunglücklich. Das *Negerdörfel* war der Inhalt meiner Großmutter. Und dann waren die Leute ziemlich verstreut. Glücklicherweise waren sie in der neuen Wohnung nicht. Meine Großmutter wurde 80 und mein Großvater 83.“

An den Abriss des *Negerdörfels* kann ich mich nicht erinnern, das wollte ich gar nicht sehen. Ich bin auch sehr gegangen am *Negerdörfel*. Obwohl die Leute arm waren, war es viel schöner als im Eckhaus, in dem ich mit meinen Eltern gewohnt habe. Da haben die Leute so viel gestritten, bei der Wasserleitung und beim Klo. Deshalb war ich am liebsten bei meinen Großeltern, da ist es ruhig hergegangen und wenn sie gestritten haben, war am nächsten Tag schon wieder alles gut.“



Franz und Anna Kourilek
im Franz-Novy-Hof,
Mitte der fünfziger Jahre



Alice Hinterleitner mit ihren Eltern Elisabeth
und Franz Pokorny, Schönbrunn, ca. 1951



Frau Later
im Jahr 2012

Berta Later
*1930 in Wien

Ich habe viel von der **Welt gesehen**

Die an der Wiener Staatsoper ausgebildete Tänzerin Berta Later wohnte bis zu ihrem zweiten Lebensjahr im *Negerdörf*. Sie lebte damals mit ihrer Mutter Anna, deren Stiefgeschwistern und dem Vater Johann bei den Großeltern. Ihre Erinnerungen an das Leben im *Negerdörf* – damals auch „Paradies“ genannt – sind zwiespältig. Das gespannte Verhältnis zwischen Großmutter und Mutter und die sorgenvolle Kindheitsgeschichte der Mutter trüben die Eindrücke, die Frau Later vom Leben im *Negerdörf* gewonnen hat. Die Gemeinschaft und den Zusammenhalt der BewohnerInnen behielt sie allerdings in sehr guter Erinnerung.

Berta Later

ICH HABE VIEL VON DER WELT GESEHEN



Berta Later mit Stoffhund, ca. 1938 am Balkon in der Thalheimergasse

„Meine Großeltern haben ungefähr ab 1912 oder 1915 im Negerdörfel gelebt. Meine Mutter war Jahrgang 1905. Mein Vater hat auch da gewohnt, bevor er die Mutti geheiratet hat. Meine Eltern haben 1926 geheiratet, ich bin 1930 geboren. Bis ich zwei war, haben wir hier gewohnt: Mama, ihre Stiefgeschwister, Papa, die Großeltern und ich. Meine Eltern, die Großeltern und ich haben in einem Zimmer geschlafen. Meine Großmutter hatte zwei Fenster in den Hof hinaus. Mit zwei bin ich von hier weg in einen Gemeindebau in die Thalheimergasse gezogen, dort wohne ich heute noch.“

Frau Later erzählt über die Kindheit ihrer Mutter, die im *Negerdörfel* aufgewachsen ist: „Meine Mutter war einmalig, dabei hat sie keine schöne Kindheit gehabt. Sie hat mehr Schläge bekommen als zu essen. In die Schule durfte sie nicht gehen, weil sie auf die zwei kleineren Stiefgeschwister aufpassen musste. Die Lehrerin hat nachgefragt, weshalb meine Mutter nicht in die Schule kommt, die Großmutter hat geantwortet: ‚Weil ich sie für die Kinder brauche.‘ Die Großmutter hat Elisabeth Bucek geheißen. Dann hat sie sie doch ab und zu in die Schule geschickt, und die Lehrerin hat meine Mutter gefragt, ob sie etwas zu essen mit hat, aber meine Mutter hat nie etwas mitbekommen. Sie war ein ganz armes Kind. Die anderen beiden Kinder hat sie (die Großmutter, Anm.) besser behandelt, überhaupt den Sohn, den Franz. Der hat sich beim Sedlak einen Stollen kaufen dürfen.“

Einmal ist meine Mutter mit den zwei kleineren Geschwistern spazieren gegangen, Richtung Ottakringer Friedhof, wo es bergauf geht. Da ist ihr das Wagerl ausgekommen, rückwärts, und den Hügel hinuntergefahren. Es ist nichts passiert, aber die Mama war ganz verzweifelt, aufgelöst. Im *Negerdörfel* hat die Großmutter sie mit einem Holzpflöck gehaut, die Nachbarn haben aus dem Fenster gerufen ‚Hören Sie auf, Sie bringen das Kind ja um.‘ So war meine Großmutter. Ich mochte sie nicht.“

Auch das Verhältnis der Mutter zum Stiefvater war schwierig: „Der war kein Guter. Er war Drechslermeister, hat aber das ganze Geld durchgebracht. Wenn meine Mutter den Stiefvater aus dem Gasthaus holen sollte, wo er Karten gespielt hat, hat sie Würstel mit Saft bekommen, damit er weiterspielen kann. Die Würstel hat sie aber nur bekommen, wenn sie mit ihm alleine war. Mein Stiefgroßvater hat immer von meiner Mutter gesagt, er habe die Kuh mit dem Kalb geheiratet. Meine Mutter hatte keine schöne Kindheit, aber nicht, weil es im *Negerdörfel* schlecht war. Ich weiß nichts von Dieben oder Verbrechern. Es waren ehrliche, anständige Leute. Trotz allem hat meine Mutter schon erzählt, dass im *Negerdörfel* eine gute Gemeinschaft war. Es waren einfache Leute. Damals haben die Leute zusammengehalten, was ja heute nicht mehr der Fall ist.“

Berta Later

ICH HABE VIEL VON DER WELT GESEHEN

„Meine Mutter war einmalig, dabei hat sie keine schöne Kindheit gehabt. Sie hat mehr Schläge bekommen als zu essen. In die Schule durfte sie nicht gehen, weil sie auf die zwei kleineren Stiefgeschwister aufpassen musste.“

Frau Later's Eltern lernten einander auch im *Negerdörfel* kennen. 1926 wurde geheiratet: „Ich glaube, dass Papas Schwester, die Lini-Tant', meine Eltern zusammengebracht hat. Sie wusste, wie schlecht meine Mutter behandelt wird. Nach der Hochzeit wurde das Leben für meine Mutter besser. Er hat sie verwöhnt. Er wusste auch, wie arm sie war. Sie hat ihn erst einmal geheiratet, um von zu Hause wegzukommen. Später war es für beide die große Liebe, trotz Altersunterschied von achtzehn Jahren. Mein Papa war Asphaltierer bei der Firma Felsing.“

Die junge Familie Later zog in die Thalheimergasse, wo auch Mutter und Tochter weiter wohnen blieben, als der Vater 1947 an Bronchienkrebs verstarb. „Ich habe ihn so geliebt. Ich habe ihm vor seinem Tod geschworen, dass ich bei der Mama bleibe. Ich hätte auch heiraten können, aber ich habe es nicht getan.“

Berta Later berichtet über ihre eigene Kindheit: „Ich hatte eine schöne Kindheit. Ich bin in die Ballettschule in die Staatsoper gegangen. Es war mein Wunsch, Tänzerin zu werden. Das haben meine Eltern ermöglicht. Später bin ich sechs Jahre mit einer deutsch-österreichischen Gruppe auf Tournee gegangen, ich habe viel von der Welt gesehen.“

Zur weiteren Geschichte des *Negerdörfels* erinnert sich Frau Later: „Ich kann mich nicht an Besuche im *Negerdörfel* erinnern, nachdem ich ausgezogen bin, aber wahrscheinlich habe ich die Familie schon besucht, meine Mutter hat ja meine Großmutter geliebt, obwohl sie so schlecht zu ihr war. An den Abriss kann ich mich nicht erinnern, da war ich gar nicht in Wien. Meine Cousine hat ja immer gefunden, dass es eine Schande war, im *Negerdörfel* zu wohnen. Dabei waren dort brave, anständige Leute. Obwohl sie nicht viel gehabt haben, die meisten waren sehr, sehr arm.“



Berta Later als 3-Jährige vor dem *Negerdörfel*, ca. 1933



Berta Later mit Muff, ca. 1936 am Eislaufplatz im Liebhartstal



Frau Trinkl
im Jahr 2012



Christine Trinkl
geb. Neuhauser, *1947 in Wien

„Es gibt nur einen **Tozzi!**“

Als kleines Kind besuchte Christine Trinkl mit ihren Eltern mehrere Male im Jahr ihre Großeltern im *Negerdörfel* – Anna Neuhauser (*1873) und Guiseppe „Beppo“ Tozzi (*1872), die bis zum Abriss der Siedlung 1952 dort lebten. Anna Neuhauser zog im Alter von zwölf Jahren nach Wien. Ihr Geld verdiente sie als Dienstmädchen. Der aus Udine stammende Tozzi landete in Wien, nachdem er aus dem italienischen Heer in einem der Kolonialkriege in Afrika desertiert war und untertauchen musste. Von Beruf war Tozzi Steinleger und hat auch in Wien als solcher gearbeitet, wie zum Beispiel beim Bau des Brunnens an der Wiener Karlskirche. Frau Trinkls Großeltern lernten sich in Wien kennen und lebten sechzig Jahre in „wilder Ehe“ – anfangs wegen der fehlenden Papiere durch die Desertation. Sie hatten drei gemeinsame Söhne, von denen der mittlere, Alois Neuhauser (*1907), Frau Trinkls Vater war. Auch wenn die Besuche bei den Großeltern nicht allzu häufig waren, so sind Frau Trinkl dennoch einige Erinnerungen an sie und die Wohnumgebung geblieben. Vor allem ist es die Figur des Großvaters, des „legendären“ Herrn Tozzi, die ihr Bild vom *Negerdörfel* prägte.

Christine Trinkl

„ES GIBT NUR EINEN TOZZI!“

Für die „in einem schönen Doppelzinshaus in Meidling“ aufgewachsene Frau Trinkl unterschied sich das *Negerdörfel* sehr von der Umgebung, in der sie mit ihrer Familie wohnte. „Für mich war die düstere, dunkle Stimmung in den Holzbaracken eher abschreckend, weil ich helle Räume und große Fenster gewohnt war. In den Räumen war es ziemlich kalt, auch wegen Brandgefahr haben sie nicht so viel geheizt, es war alles recht ärmlich.“ Auch die Ausstattung der Parterre-Wohnung der Großeltern erschien ihr dürftiger als bei ihr zuhause: „Die Wohnung war eine Zimmer-Küche. In der Küche ist alles gemacht worden, da stand sogar ein Bett. Für mich war der Unterschied zu unserer Wohnung sehr spürbar. Wir hatten schöne Möbel, weil der Großvater mütterlicherseits Tischler war. Ich kann mich im *Negerdörfel* nicht einmal an einen Kasten erinnern. Nur an einen Tisch mit Stockerln.“

Frau Trinkl vergegenwärtigt sich den dörflichen Charakter der Siedlung, in der man von den Nachbarn vieles mitbekommen habe. „Im *Negerdörfel* waren ja Holzbaracken und Gemüsegärten mit kleinen Bäumen. Das Leben hat sich wie in einem Dorf viel draußen abgespielt. Ich kann mich erinnern, dass die Wege nicht befestigt waren und oft sehr gatschig. Für mich war das *Negerdörfel*, als ob ich aufs Land gefahren wäre. Ich kann mich erinnern, dort sind im Sommer Waschröge gestanden und da haben die Kinder gepritschelt. Man konnte im *Negerdörfel* bei den Fenstern hineinschauen, es war alles sehr niedrig. Im *Negerdörfel* ist man viel vor der Türe gesessen. Und meine Großmutter hat viel im Garten gearbeitet“, in dem sie Erdäpfel, Äpfel und Pfirsiche sowie Pflanzen, die als Heilmittel verwendet wurden, anbaute. Frau Trinkl muss dabei auch an die harte häusliche Arbeit der Frauen denken: „Die Frauen haben sich abgerackert. Meine Großmutter war sehr abgearbeitet. Der Waschttag war sehr beschwerlich und das Kochen war auch nicht ganz einfach.“

Nicht ganz einfach schien wohl auch „der Tozzi“ gewesen zu sein. So zum Beispiel für seine Frau Anna: „Alles lief über die Großmutter. Mit ihr hatte er leichtes Spiel, weil sie nicht lesen und schreiben konnte. Er war ein Patriarch. Wenn meine Großmutter gekeppelt hat, hat er ihr den Kautabak in den Kaffee gespuckt. Er war eben nicht einfach. Es dürfte auch viel Streit gegeben haben.“ Kommuniziert habe das Paar – auch Tozzi mit seinen Söhnen – übrigens auf Deutsch, wenngleich Tozzi diese Sprache Zeit seines Lebens nur gebrochen beherrschte. Aber: „Geschimpft hat er auf Italienisch.“

Frau Trinkl beschreibt ihren Großvater als sehr eigenwilligen Charakter. Ihre eigene Beziehung zu ihm sei auch nicht sehr gut gewesen. Als Kind habe sie „fast ein bisschen Angst vor ihm“ gehabt und sich manchmal recht unwohl bei ihm gefühlt. Auch das Verhältnis zwischen Frau Trinkls Vater und dem Großvater sei eher kühl gewesen. Tozzis Sohn sei es nicht immer leicht ergangen, und das habe er auch seinen eigenen Kindern vermittelt. „Mein Großvater“, so Frau Trinkl, „war ein bisschen hinterhältig, hat gerne die Kinder sekkiert, auf Wienerisch würde man sagen, ein ‚Bosnigl‘. Wenn die drei Buben schlimm waren, hat der Großvater Tozzi seine Hendln aus dem Stall gelassen und die Söhne mussten sie dann im ganzen *Negerdörfel* suchen und wieder einfangen. Mit den Hendln, die er rausgelassen hat, hat er die



Großmutter
Anna Neuhauser
im *Negerdörfel*,
ca. 1950



Frau Trinkl mit
Großmutter
Neuhauser im
Negerdörfel,
ca. 1950

Christine Trinkl

„ES GIBT NUR EINEN TOZZI!“

„Alles lief über die Großmutter. Mit ihr hatte er leichtes Spiel, weil sie nicht lesen und schreiben konnte. Er war ein Patriarch. Wenn meine Großmutter gekeppelt hat, hat er ihr den Kautabak in den Kaffee gespuckt.“



Tozzi mit seinen drei Söhnen Alois, Josef und Hermann, ca. 1918



Großvater Tozzi, ca. 1946

Buben beschäftigt, indem er ihnen angedroht hat: ‚Wenn ihr bis zum Abend die Hendln nicht eingefangen habt, braucht ihr gar nicht erst nach Hause zu kommen!‘ Später haben die Söhne dann die Hendln heimlich, still und leise an eine Schnur gebunden, die waren dann an einer Laufleine.“

Ein Bild hat Frau Trinkl noch besonders vor Augen: Großvater Tozzi mit einer langen Pfeife mit Porzellankopf, wie er darauf wartet, Vögel zu fangen. ‚Mein Großvater hat Vögel gefangen, das war für meine Schwestern und mich abschreckend. Mit einer Ziegelfalle ist er beim Fenster gesessen, und wenn ein Vogel in die Nähe kam, meistens waren es Amseln, hat er ihn mit seiner Falle gefangen. Mein Großvater hatte Schnüre im Fenster gespannt und da hat er die Vögel aufgehängt. Dann hat er mir gesagt: ‚Komm, ich zeig‘ dir was, hat den Vorhang auf die Seite gegeben und da hingen die Vogelkörper. Es war kalt draußen, Eiskasten gab es keinen, da hat er seinen Vorrat eben ins Fenster gehängt. Meine Großmutter hat dann in einem Reindl auf dem Sparherd in der finsternen Küche die Vögel in der Sauce gekocht. Das war mit ein Grund, weshalb ich als Kind dort nicht hingehen wollte.‘ Neben der düsteren Innenräume mag dies vielleicht ein Grund gewesen sein, warum sich auch Frau Trinkls Schwestern nicht wohl gefühlt und die Eltern gesagt haben, dass das *Negerdörfel* ‚entrish‘ (Anm.: unheimlich, gruselig, geheimnisvoll, fremd) sei. Lange ist die Familie dann auch nie zu Besuch im *Negerdörfel* geblieben.

Frau Trinkl weiß aber auch einige amüsante beziehungsweise bemerkenswerte Geschichten über ihren Großvater zu erzählen, jene Anekdoten, an die sich wohl auch andere ‚Negerdörfler‘ erinnern dürften. So zum Beispiel die Geschichte mit den Pfirsichen: ‚Es gibt dann die lustigen Geschichten aus dem *Negerdörfel*. Es wurden Pfirsichbäume gesetzt und dann ist ein Konkurrenzkampf entbrannt. Mein Vater hat mir erzählt, dass sich der Großvater aus Italien Pfirsiche hat schicken lassen, in einer Kiste und mit Blättern drauf, frisch vom Baum gepflückt. Im *Negerdörfel* haben alle noch Blüten auf den Bäumen gehabt, mein Großvater auch. In der Nacht hat er dann mit den Söhnen die Pfirsiche auf den Baum gebunden. In der Früh sind dann die anderen herausgekommen und haben gesagt: ‚So eine Gemeinheit, der Tozzi hat schon Früchte, wir haben nur Blüten.‘ Die Einmaligkeit des Herrn Tozzi ist sicher. Und dies pflegte er selbst zu betonen mit dem Satz: ‚Es gibt nur einen Tozzi!‘“



Anna Schwarz
im Jahr 2012

Anna Schwarz
geb. Widra, *1931 in Wien

Ich habe immer gesagt: **Ich will nicht weg von Ottakring**

Anna Schwarz hält ihrem Heimatbezirk Ottakring seit frühester Kindheit die Treue. Sie wuchs in der Ganglbauergasse bei ihrer Großmutter Hermine auf und besuchte einmal wöchentlich die Großtante Stefanie – Steffi-Tant' – im *Negerdörfel*. 1955 zog sie mit ihrem Mann und der dreijährigen Tochter in den Franz-Novy-Hof, der zu ihrer Verwunderung von so manchem weiterhin als *Negerdörfel* bezeichnet wurde. Als Frau Schwarz am 24. Juli 1956 von der Arbeit nach Hause kam, wurde sie zufällig Zeugin der Feierlichkeiten zur Übergabe der hunderttausendsten Gemeindewohnung an eine Familie im Novy-Hof.

Anna Schwarz

ICH HABE IMMER GESAGT: ICH WILL NICHT WEG VON OTTAKRING

„Geboren bin ich in Ottakring, aufgewachsen in der Ganglbauergasse. Ich bin ein lediges Kind, meine Mutter war Schuhstepperin und hat dann in der Hütteldorfer Straße in einer Kofferfabrik als Saisonarbeiterin gearbeitet. Aufgewachsen bin ich bei meiner Großmutter, weil meine Mutter geheiratet hat, als ich zehn Jahre alt war. Meine Großmutter war meine Bezugsperson. Sie war ledig und ist gestorben, als ich achtzehn war. Da kannte ich schon meinen Mann. Er ist auch aus Ottakring.

Ich wollte Friseurin werden. Aber 1945 habe ich keine Lehrstelle gefunden. So bin ich dann Hilfsarbeiterin geworden, zuerst in Schuhfabriken, dann in Kartonagen-Fabriken, zehn Jahre war ich in einem Spiegel- und Bilderrahmengeschäft, das eine Freundin mit ihrem Mann in der Neubaugasse aufgemacht hat, und zuletzt fünfzehn Jahre im Statistischen Zentralamt als Vertragsbedienstete.

Ich habe meine Tante vielleicht einmal in der Woche im *Negerdörfel* besucht. Oft war meine Großmutter bei der Steffi-Tant' zu Besuch, und wenn ich von der Schule gekommen bin und die Großmutter war nicht da, wusste ich, sie ist bei der Steffi-Tant'. Zu Hause war nichts gekocht, Hunger habe ich gehabt und dadurch bin ich dann auch hingegangen. Als Kind war mir nicht bewusst, dass im *Negerdörfel* ärmere Leute wohnen, später schon. Von manchen wurden die ‚Negerdörfel‘ gemieden, weil sie dachten, dass die vielleicht etwas stehlen. Ich bin überzeugt, dass es vor allem arme Leute waren, und die sind ja nicht automatisch Diebe oder Verbrecher. Es waren sicher nicht lauter Strotter (Anm.: Arbeitsscheue, Bettler) im *Negerdörfel*.

Meine Schulkollegen aus dem *Negerdörfel* waren sauber und adrett angezogen, nicht verlumpt oder zerfetzt. Vier, fünf werden in meiner Klasse gewesen sein. Ich hatte keine Angst, ins *Negerdörfel* zu gehen. Innen in den Häusern vom *Negerdörfel* waren Holzstiegen. Die Wohnungen waren Zimmer-Küchen. Eine Schulkollegin von mir hat Knechtel geheißten, die waren elf Kinder, und die Mutter ist bei der Geburt des elften Kindes gestorben. Die haben auch nur Zimmer-Küche gehabt.

Im *Negerdörfel* sind die Leute viel draußen gesessen und haben getratscht, manche um einen Tisch, und Karten gespielt. Es ist nach dem Krieg dann schon sehr desolat gewesen. Als das *Negerdörfel* abgerissen wurde, bin ich mit meiner Freundin im Rohrauerpark gesessen und habe gesagt: ‚Jetzt ist es so weit, dass da ein Gemeindebau herkommt.‘ Es ist ja nicht alles auf einmal abgerissen worden.



Anna Schwarz, ca. 1943,
am Gelände der Arena
„Frey“ in Ottakring

Anna Schwarz

ICH HABE IMMER GESAGT: ICH WILL NICHT WEG VON OTTAKRING

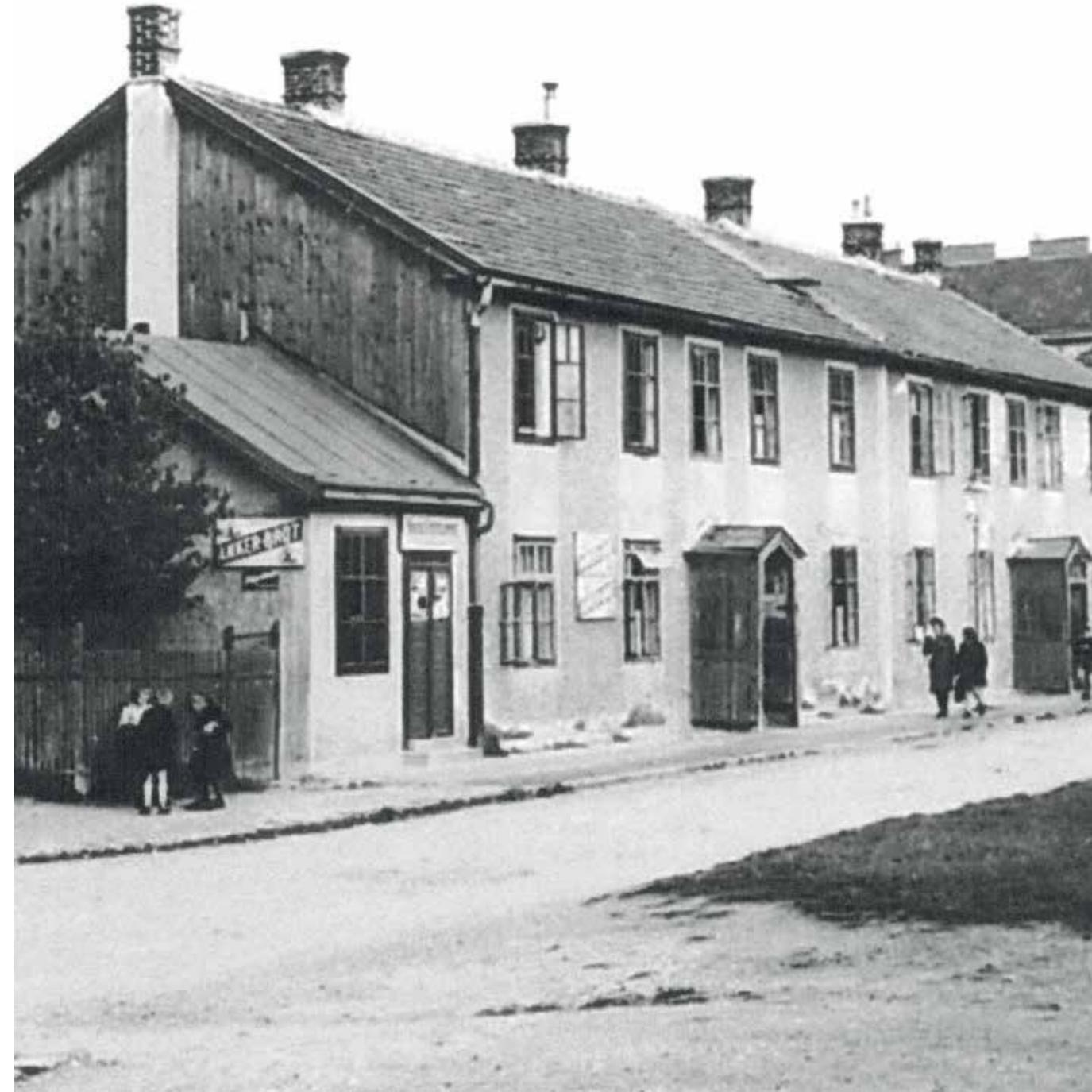
„Eine Schulkollegin von mir hat Knechtl geheißen, die waren elf Kinder, und die Mutter ist bei der Geburt des elften Kindes gestorben. Die haben auch nur Zimmer-Küche gehabt.“

Wir haben auch zugeschaut, wie die Laster weggefahren sind. Meine Freundin hat öfter gesagt: ‚Gehen wir schauen, wie weit das *Negerdörf* schon ist.‘

Und auch noch gute zwanzig Jahre nachdem ich in den Novy-Hof eingezogen bin, haben die Leute gesagt, ‚Ah, du wohnst im *Negerdörf*?‘, wenn ich erwähnt habe, dass ich schräg gegenüber vom Rohrauerpark in der Gablenzgasse wohne. In den sechziger Jahren hat es immer noch *Negerdörf* geheißen.

Ich kann mich erinnern, als ich eines Tages aus der Fabrik heimgekommen bin, war ein Auflauf und Musik, und ich hab’ mir gedacht: ‚Was ist denn da los?‘ Ich komme zum Eck, will zu meiner Stiege und kann nicht weiter. Da haben sie im ersten Stock die hunderttausendste Gemeindewohnung übergeben. Da war der Jonas Bürgermeister und der war bei der Eröffnung. Da wurde auch fotografiert. Es gab eine Ansprache. Ich bin gar nicht durchgekommen, so viele Leute waren da. Am Weg zur Wohnung war ich noch beim Greißler in der Hasnerstraße, Ecke Sulmstraße. Dort war der Felber-Bäck, da habe ich Brot gekauft und Milch und bin da her. Als ich heraufkam, sah ich Polizei und den Bürgermeister, und dann habe ich ein Transparent gesehen von der hunderttausendsten Wohnung. Das war am 24. Juli 1956.

Ich habe immer gesagt, ich will nicht von Ottakring weg, ich habe auch geschaut, dass meine Tochter in Sandleiten die Wohnung bekommt.“





Anna Brandstetter
geb. Winter, *1927 in Wien

Wir haben uns gefühlt wie die Könige

Anna Brandstetters Erinnerungen an die Vorkriegszeit sind durch Entbehrungen geprägt, die für die meisten ÖsterreicherInnen heute kaum noch vorstellbar sind: Hunger, Wohnungs- und Platznot, zerschlissene Kleidung, mangelhaftes Schuhwerk. Dennoch denkt sie mit Freude und Dankbarkeit an jene Zeit zurück, als ihre Mutter mit den Kindern Ausflüge in den Wienerwald machte, die Türmerstube am Stephansdom bestieg und meistens Mittel und Wege fand, die Familie mit Nahrung zu versorgen. Auch die besondere Wertschätzung für das Aufwachsen im Pirquet-Hof ist bis heute spürbar. Mit den Kindern aus dem *Negerdörfel* hatte sie zwangsläufig Kontakt: Sie ging mit ihnen zur Schule, und die räumliche Nähe des benachbarten Pirquet-Hofes tat das Übrige.

Anna Brandstetter

WIR HABEN UNS GEFÜHLT WIE DIE KÖNIGE

„Für die meisten armen Menschen war es ein Segen, dass es die Gemeindefwohnungen gab.“

„Meine Eltern haben 1931 im Pirquet-Hof die Wohnung bekommen, das war ein Traum für Leute mit Kindern. Wir hatten dort Zimmer-Küche-Kabinett. Die Wohnung haben wir durch die Gemeinde bekommen. Für die meisten armen Menschen war es ein Segen, dass es die Gemeindefwohnungen gab. Vorher wohnten meine Eltern zu neunt auf Zimmer-Küche. Mein Vater war Maler und Anstreicher, sein Malerzeug hat er in einem Schuppen im *Negerdörf* eingestellt. Er hatte im Winter keine Arbeit, im Sommer ist es besser gegangen, aber es war schon eine sehr harte Zeit. Im Pirquet-Hof gab es viele Kinder. Es waren sechzehn Stiegen, und auf jeder Stiege waren mindestens zehn Kinder. Streitereien gab es meistens dann, wenn die Kinder sehr laut waren, wie es ja heute auch noch ist. Die Menschen vergessen, dass sie selbst einmal Kinder waren.

Wir sind mit den Kindern vom *Negerdörf* in die Schule gegangen. Ich hatte eine sehr enge Freundin im *Negerdörf*. Leider waren die Menschen ja damals sehr arm und viele haben wirklich schlecht gelebt. Ich hatte keine Angst, ins *Negerdörf* zu gehen, ältere Leute schon. Dabei waren die ‚Negerdörfler‘ eigentlich harmlos, sie haben ihre Streitigkeiten unter sich ausgetragen, es wurde selten etwas nach außen getragen. Wo viele Leute zusammenleben und so viel Elend ist, ist aber natürlich nicht immer alles so super.

Ich hatte nicht den Eindruck, dass es uns im Pirquet-Hof besser gegangen ist als den Kindern im *Negerdörf*. Es ist nicht vorgekommen, dass man gesagt hätte, wir dürfen mit Kindern aus dem *Negerdörf* nicht spielen. Unsere Wohnung war aber schon ganz anders. Wir haben uns gefühlt wie die Könige. Wir hatten einen Parkettboden, Wasser und Klo drinnen, das war für die damalige Zeit nicht so üblich. Neid habe ich keinen gespürt, jenen gegenüber, die im Gemeindebau gewohnt haben.

Ich kann mich an Hunger erinnern als Kind, aber meine Mama war unglaublich tüchtig, gar nichts zu essen, das hat es fast nicht gegeben. Damit mein Vater etwas verdient, ist er zum Brunnenmarkt gegangen, die Standln ausräumen. Dafür hat er ein Stück Leber bekommen, Obst oder Zwiebeln. Irgendetwas hat er meistens heimgebracht, aus dem die Mama dann etwas gemacht hat. Aber dann hat es Tage gegeben, da hat es geheißen: ‚Heute müsst ihr mit einem Stück Brot Vorlieb nehmen, aber morgen gibt es die Arbeitslosenauszahlung!‘ Dann haben wir zur Belohnung vom Rossfleischhacker eine Leberkässemel bekommen.“



Anna Brandstetter vorne, ca. 1930, rechts hinten ihre Mutter und daneben drei Cousinen väterlicherseits



Anna Brandstetter mit ihrer einzigen Puppe, die sie 1945 gegen Schmalz eintauschen musste (1929)



Frau Brzezowsky
im Jahr 2012

*Brigitte
Brzezowsky*
*1934 in Wien

Jeden Tag ein Kampf um die Esserei

Im Alter von elf Jahren zog Brigitte Brzezowsky 1944 in den Pirquet-Hof zu ihrer Tante Gitti Vlcek („Wütschek“), die dort Hausbesorgerin war und ihre Nichte in Übereinkunft mit den Eltern über die harte Kriegs- und Nachkriegszeit brachte. Frau Brzezowsky erinnert sich an den allgegenwärtigen Hunger. Den Menschen im Pirquet-Hof sei es nicht viel besser ergangen als den BewohnerInnen des angrenzenden *Negerdörfels*. Und die „Negerdörfler“ kannte Frau Brzezowsky gut: Während der Bombenangriffe saß man gemeinsam im Keller des Pirquet-Hofs – besaß doch das *Negerdörfel* keine Luftschutzkeller, woraufhin dessen BewohnerInnen auf die verschiedenen Stiegen des Pirquet-Hofs aufgeteilt wurden. Brigitte Brzezowskys Erinnerungen an die „Negerdörfler“ sind aber besonders geprägt durch ihre Freundschaft zu Elfi Fichtl.

Brigitte Brzezowsky

JEDEN TAG EIN KAMPF UM DIE ESSEREI

„**Meine Freundin im Negerdörfel war die Fichtl Elfi.** Ihr Vater war Briefträger. Sie haben im ersten Stock gewohnt, ich bin auch oft bei ihr gewesen. Mit der Elfi war ich sehr eng befreundet. Im Pirquet-Hof war meine Freundin die Scheuch Hedi. Im Pirquet-Hof war das Spielen schön. Es war ja eine Riesenanlage. Aber ins Gras hat sich kaum wer reingetraut. Die Kinder wussten, dann staubt's. Fangerl haben wir gespielt. Im *Negerdörfel* hatten sie so etwas wie einen Dorfplatz mit einem Riesenbaum. Sie hatten auch etwas zum Sitzen. Dort war eine Wiese, aber auf der Seite war Erdreich und Schotter. Bei Regen und Nässe war da der Dreck, aber das hat uns nichts gemacht, wir haben ohnehin keine Schuhe gehabt und sind barfuß gegangen, und da ist halt der Dreck zwischen die Zehen durch, aber das hat uns nicht weiter gestört. Die Fichtl Elfi habe ich kennen gelernt, weil sie im Pirquet-Hof spielen war. Es war ganz egal, ob wer aus dem Pirquet-Hof war oder aus dem *Negerdörfel*. Ich habe auch im *Negerdörfel* gespielt, zum Beispiel, wenn es geheißen hat, es gibt ein Völkerball-Match, sind wir alle gekommen und haben mitgemacht.“

Mit den Menschen im *Negerdörfel* verbindet Frau Brzezowsky viele gute Erinnerungen. Andere, auch Leute im Pirquet-Hof, hätten allerdings auf die „Negerdörfler“ herabgeblickt und diese als „G'sindl“ bezeichnet. Anna Brzezowsky dagegen betont: „Der Großteil im *Negerdörfel* waren arme, anständige Menschen, so wie überall. Manchen hat man die Armut an der Kleidung angesehen. Man hat gesehen, dass es wirklich arme Menschen waren. Bei der Kleidung waren ja sogar wir ein bisschen besser dran. Manchmal, wenn mir was nicht mehr gepasst hat, habe ich es der Elfi mitgegeben und habe gesagt: ‚Gib es halt jemandem, dem es passt!‘“

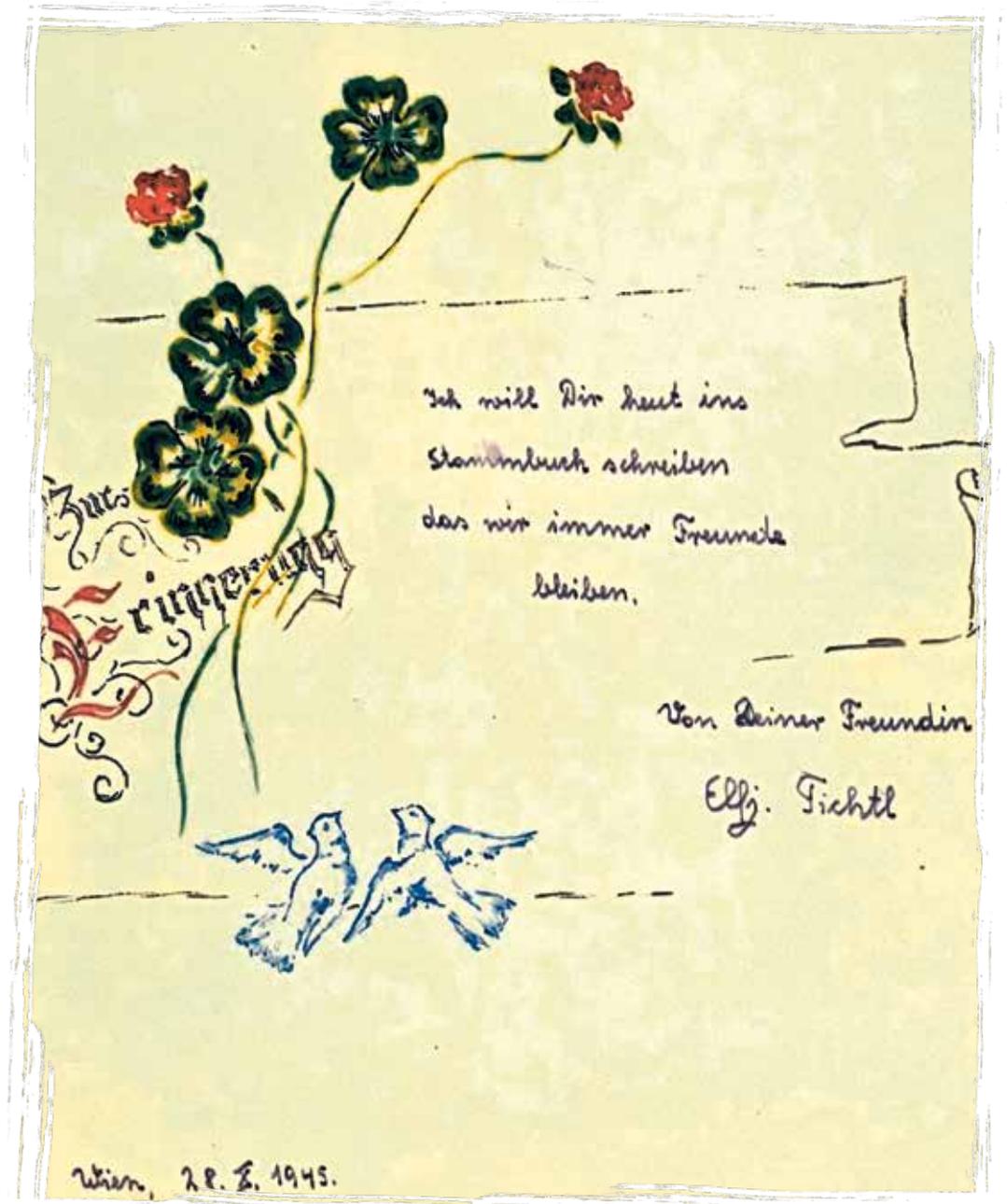
Frau Brzezowsky hat ihre Freundin Elfi auch oft in der Wohnung der Fichtls besucht. „Die Wohnung von der Elfi hatte ein Zimmer. Mir ist aufgefallen, dass die Stiegen im Stiegenhaus aus Holz waren. Nicht wie bei uns im Pirquet-Hof, da waren Steinstiegen. Wenn ich bei der Elfi reingekommen bin, war ich in der Küche. Von der Einrichtung her hatten wir im Pirquet-Hof auch nichts anderes. Die hatten genauso eine Kredenz und einen Tisch mit Sesseln rundherum in der Küche stehen.“ Im Unterschied zu den Wohnungen des *Negerdörfels* habe man im Pirquet-Hof allerdings fließend Wasser gehabt, einen Ofen, den sogenannten „Biberlofen“ und einen „Hausfreund“ zum Kochen. Trotzdem sei es Frau Brzezowsky insgesamt auch nicht besser gegangen: „Auch wir im Pirquet-Hof waren arme Leute.“



Links Brigitte Brzezowsky, rechts Hedi Scheuch, ca. 1944 im Pirquet-Hof

„Es war ganz egal, ob wer aus dem Pirquet-Hof war oder aus dem Negerdörfel.“

Manifestiert habe sich die Armut besonders im Mangel an Nahrungsmitteln. „Wir haben wenig zu essen gehabt, es war jeden Tag ein Kampf um die Esserei.“ Frau Brzezowsky erinnert sich zum Beispiel, wie sie mit anderen Kindern an der Verbindungsbahn durch die engen Einstiegslöcher in die Malzkessel der Ottakringer Brauerei geklettert ist, um die letzten Malzreste zusammenzukratzen: „Das Malz war allerdings scheußlich, das muss ich ehrlich sagen. Zum Beispiel haben wir es mit Maisgries gegessen, denn der Hunger tut weh, und darum haben wir es gegessen. Genauso wie diese furchtbaren Erbsen, die nämlich nicht wurmig waren, sondern voll mit schwarzen Käfern.“ Anstelle eines Nachtmahls habe sie hin und wieder ein Sechzehntel Rotwein bekommen, nachdem es ihr und ihrer Tante gelungen war, sich einige Flaschen Wein in einem Nussdorfer Weinkeller abzufüllen, als „die Russen“ diesen „ausräumten“. Frau Brzezowsky hat auch nicht vergessen, welche weite, anstrengende Wege sie als Kind zu Fuß zurücklegen musste, um etwas zu essen zu ergattern: „Als sich die Lage ein bisschen gebessert hat, sind wir hamstern gegangen. Wir sind zu Fuß bis nach Strebersdorf gegangen, mit dem Rucksack am Buckel, und haben die bei der Ernte liegendegebliebenen Erdäpfel aufgeklaut.“ Im *Negerdörfel* scheint es kleine Versuche zur Selbstversorgung gegeben zu haben. Brigitte Brzezowsky hat noch die Ziegen vor Augen und kleine Anbauflächen, die sie von ihrem Schlafzimmer im Pirquet-Hof sehen konnte: „Die Häuser waren nicht bis zur Zagorskigasse. Da waren kleine Gärten, sogenanntes Grabeland hat man damals gesagt. Da haben die Leute Spinat, Salat, Paradeiser angebaut.“ In der Rückschau beschreibt Frau Brzezowsky die Jahre im Pirquet-Hof zusammenfassend als eine schwere, aber auch schöne Zeit. „Für uns Kinder war die Zeit oft gar nicht so schlimm, abgesehen vom Hunger.“



Eintrag von Elfi Fichtl im „Stammbuch“ von Frau Brzezowsky



Ernst Viehtauer
im Jahr 2012

Ernst Viehtauer

*1927 in Wien

Abreißen oder stehen lassen?

Ernst Viehtauer wuchs im Adelheid-Popp-Hof auf und erinnert sich an so manchen Schulkollegen aus dem *Negerdörfli*. Kontakte zu Kindern aus der Umgebung ergaben sich von selbst. Dabei kam es weniger auf den sozialen Status als auf sportliches Geschick an. 1950 trat Herr Viehtauer in den Dienst der Gemeinde Wien ein und war in der Folge als verdienstvoller Mitarbeiter bei der Magistratsabteilung für Architektur und Stadtgestaltung (MA 19) für baupolizeiliche Agenden zuständig. Im Rahmen dieser Tätigkeit erlebte er hautnah Diskussionen zum weiteren Prozedere rund um das *Negerdörfli*: abreißen oder stehen lassen?

Ernst Viehtauer

ABREISSEN ODER STEHEN LASSEN?

„Ich bin als Kind 1934 mit meinen Eltern in den Adelheid-Popp-Hof gezogen. Der Architekt, der den älteren Teil des Popp-Hofs gebaut hat, war derselbe, der den Karl-Marx-Hof gebaut hat. Ich habe ihn noch kennen gelernt (Anm.: Karl Ehn). Es war schon etwas Besonderes, im Adelheid-Popp-Hof eine Wohnung zu bekommen.

Ich erinnere mich an Schulkollegen aus dem *Negerdörfel*. Die Buben aus dem *Negerdörfel* waren nicht nur unter sich. Es gab auch Freundschaften zwischen Buben aus dem Polizeihaus und Buben aus dem *Negerdörfel*. Das Wichtigste war, wie gut einer Fußball spielen und köpfeln kann. Ich war im *Negerdörfel* nicht drinnen, weil das gemeinsame Spielfeld die Gstättn außerhalb des *Negerdörfels* waren, im Bereich Spetterbrücke/Gablengasse. Die Kinder vom *Negerdörfel* sind auch auf die Schmelz gekommen, vor allem im Herbst zum Drachensteigen. Ich habe meinen Drachen selbst zusammengebaut. Die Drachen waren aus rotem Papier, angemalt waren sie aber nicht. Später kam die Zeit, als wir in der Schule im Werkunterricht Flugmodelle gebastelt haben. Der Wettbewerbsgedanke war schon auch dabei. Das Gerippe der Flieger wurde mit Butterbrotpapier überklebt und mit Lack bestrichen. An einer Rolle hat man sie in die Luft gezogen.

In der Klasse hat es Grüppchen gegeben, je nach Interessen, aber nicht nach sozialer Herkunft. Geld war eine Rarität. Nicht nur für die Kinder vom *Negerdörfel*. Es war ein pädagogisches Instrument. Auch die Kinder von einem Straßenbahner, Eisenbahner oder Finanzbeamten haben genauso wenig Taschengeld bekommen wie die anderen, nämlich gar nichts. Es gab höchstens am Sonntag zehn Groschen, und da hat man überlegt, soll ich mir um die zehn Groschen ein Bensdorp oder ein Eis kaufen? 1950 habe ich bei der Gemeinde Wien angefangen, bei der MA19, Architektur. Es waren damals noch zu wenig Zivil-Architekten da. Ich war später auch für baupolizeiliche Agenden zuständig. Da ging es oft auch um Planungsmängel, um Dinge, die laut Bauordnung so nicht entsprochen haben. Ich habe später auf dem zweiten Bildungsweg Architektur auf der Akademie für Angewandte Kunst studiert. 1957 habe ich das Diplom gemacht.



Ernst Viehtauer (2. Reihe, 2. von rechts) in der 3. Klasse Volksschule (1934)



Ernst Viehtauer 1934 in einem Schrebergarten in der Gablengasse

Ernst Viehtauer

ABREISSEN ODER STEHEN LASSEN?

„Die Buben aus dem Negerdörfel waren nicht nur unter sich. Es gab auch Freundschaften zwischen Buben aus dem Polizeihaus und Buben aus dem Negerdörfel. Das Wichtigste war, wie gut einer Fußball spielen und köpfeln kann.“

Im Büro wurde darüber geredet, dass das *Negerdörfel* abgerissen werden soll. Da ich es kannte, wusste ich gleich, wovon die Rede war. Oberbaurat Arch. Ing. Robert Zeidner, ein früherer Bausachverständiger der Stadt Liesing – als Liesing noch nicht eingemeindet war –, hat übrigens festgestellt, dass das *Negerdörfel* von jemandem geplant worden sein muss, der viel von Stadtplanung verstanden hat. Später entnahm ich der Fachliteratur, dass es sich um eine Planung von Schweizer Architekten gehandelt hat. Es war stadtplanerisch deshalb so durchdacht, weil es ein überschaubares Ensemble war, sowohl architektonisch als auch in der Struktur der Baukörper zueinander. Darum hat man auch gesagt: *NegerDÖRFEL*. Es war um einen Platz herum so strukturiert, dass sich zwangsläufig eine Gemeinschaft entwickeln musste.

Es gab Stimmen in der MA19, die gesagt haben, man soll das *Negerdörfel* als Baudenkmal belassen. Man soll zeigen, wie dieses *Negerdörfel* war, dass es das *Negerdörfel* gegeben hat. Die einen haben gesagt: ‚Weg damit‘, und die anderen: ‚Lasst es stehen, man soll sehen, wie es damals war.‘

Rein persönlich habe ich mir gesagt, eigentlich schade darum, es wäre schön gewesen, das *Negerdörfel* museal zu erhalten. Es hätte aber ein kleines Vermögen gekostet, eigentlich blieb nur der Abriss übrig. Und Architektur ist ja auch immer ein Ausdruck der finanziellen Möglichkeiten einer bestimmten Zeit.“





Gertraude Grill
im Jahr 2012

Gertraude Grill
geb. Schaumüller, *1936

Der kürzeste Weg auf die andere Seite

Gertraude Grill wuchs als Tochter eines Polizisten und einer Heimarbeiterin in einem der Polizeihäuser in der Possingergasse auf – wo sie auch heute wieder wohnt. Die gelernte Schneidermeisterin erinnert sich gut an die unbebauten Flächen der damaligen Umgebung, die die Kinder zum Teil als Spielorte nutzten, und den so gut wie nicht vorhandenen Verkehr. Auch das *Negerdörfel* ist ihr ein Begriff. Sie ist aber nur durchgegangen, ohne sich dort länger aufzuhalten. Denn als Kind wurde sie immer wieder vor den Leuten im *Negerdörfel* gewarnt. Schwierigkeiten hat sie dort selbst aber nicht gehabt. Wie viele andere ZeitzeugInnen muss Frau Grill an die Nahrungsmittelknappheit und materiellen Beschränkungen der damaligen Zeit zurückdenken.

Gertraude Grill

DER KÜRZESTE WEG AUF DIE ANDERE SEITE

„**Heute kann ich es ja sagen.** Bei der Vorortelinie haben meine Mutter und ich Kohlen gestohlen. Wir hatten nichts zum Heizen. Mir war als Kind schon bewusst, dass im *Negerdörf* arme Leute leben, aber wir hatten deswegen auch nicht das Gefühl, dass wir reich sind. Wenn ich früher im Hof gespielt habe und Hunger hatte, hat meine Mutter gesagt: ‚Willst du ein Schmalzbrot oder ein Marmeladebrot?‘ Das war die ganze Auswahl. Mir war nicht so bewusst, dass mein Vater als Polizist weniger von Arbeitslosigkeit bedroht war. Meine Mutter hat trotzdem Heimarbeit gemacht. Wir haben wenig gehabt. Aber ich kann nicht sagen, dass ich Hunger gelitten hätte. Man hat halt alles gegessen. Ich weiß gar nicht mehr, ob ich mit Kindern aus dem *Negerdörf* in die Schule gegangen bin. Aber es könnte sein. Ich kann mich an Kinder erinnern, die barfuß in die Schule gekommen sind. Das waren noch Zeiten, wenn ein Kind einen Apfel hatte, dass ein anderes Kind gebeten hat: ‚Geh bitte, schenkst du mir den Putzen?‘ Das kann sich ein Kind heute nicht vorstellen.“

Für die Kinder gab es dafür Freiräume zum Spielen: „Von der Hasnerstraße bis zur Koppstraße war ein aufgeschütteter Berg. Das war Aushubmaterial, vielleicht noch von unserem Haus. Und als Kinder sind wir dort Rodel gefahren. Das war ein richtiger Berg, bis zum zweiten Stock. Dazwischen war ein Durchgang, Schleichwege, da haben wir die Katzen gefüttert, haben den wilden Katzen Schüsserln hingestellt. Für uns Kinder war es schön. Es war kein Verkehr.“ Im Polizeihaus, in dem Frau Grill groß wurde – die Wohnungen hier bestanden übrigens aus Küche, Zimmer und Vorzimmer, inklusive Toilette, Wasser und Strom –, hätten viele Kinder gewohnt. „Wir haben im Hof gespielt. Früher haben wir viel Ball gespielt, Völkerball, Zehnerln. Zehnerln ist ein Ballspiel an die Mauer. Ich habe viel mit den Kindern vom Haus gespielt.“

Mit den Kindern aus dem *Negerdörf* dagegen spielte Frau Grill nicht. Ob dies Zufall war? Frau Grill erinnert sich jedenfalls daran, welche Sicht man ihr als Kind vom *Negerdörf* – durch das sie hindurchging, „weil es der kürzeste Weg auf die andere Seite war“ – vermittelt: „Wir sind oft am *Negerdörf* vorbeigegangen und es hat geheißen: ‚Du, pass auf, da wohnen Leute, wo es heikel werden kann.‘ Man hat das Ganze ein bisschen gemieden. Ich habe mich beim Vorbeigehen nicht unwohl gefühlt, außer am Abend, wenn ich von meiner Freundin, die am Flötzersteig gewohnt hat, nach Hause gegangen bin. Da war ich ungefähr dreizehn. Ich habe auch nie etwas Unangenehmes erlebt. Ich habe mich aber nicht länger aufgehalten, ich bin durchgegangen, ich hatte sonst keinen Kontakt zu den Bewohnern. Interessant, so Frau Grill, sei es aber trotzdem gewesen: „Wir waren neugierig, weil wir wissen wollten, wieso man uns immer gesagt hat, dass es dort ein bisschen heikel ist. Als Kind interessiert einen ja alles, was ein bisschen verboten ist.“



Gertraude Grill
im Kindergarten
Schuhmeierhof,
ca. 1939

Margarete Loidolt 2012
mit einem Bildnis ihres
Urgroßvaters Karl Pfeiffer



Margarete Loidolt
geb. Pfeiffer, *1925 in Wien

Die „Wiener Schwalben“

In der Zwischenkriegszeit gründeten sozial engagierte Wiener Kellner einen gemeinnützigen Verein zur Unterstützung ausgesteuerter* Kellnerfamilien. Die „Wiener Schwalben“ verköstigten Kinder aus Armensiedlungen wie dem *Negerdörfel* in ihrem eigenen Zuhause. Karl Pfeiffer war 45 Jahre Oberkellner im Restaurant „Meisl und Schaden“ am Neuen Markt, das 1945 den Bomben zum Opfer fiel. Als Vizepräsident der „Wiener Schwalben“ lud er alle drei Wochen bedürftige Ottakringer Kinder in seine Wohnung in der Thaliastraße 42 zum Essen ein.

Margarete Loidolt
DIE „WIENER SCHWALBEN“

Seine Enkelin Margarete Loidolt erinnert sich im Gespräch mit wohnpartner: „Das ‚Meisl und Schaden‘ ist berühmt, weil dort einst der Sohn von Victor Adler den Ministerpräsidenten Graf Stürgkh erschossen hat. Der Adler hat bezahlt, ist aufgestanden und hat den Stürgkh erschossen. Mein Großvater war dabei, aber er hat nie viel darüber gesprochen.“

Mir ist es eigentlich gut gegangen. Mein Großvater hatte ja immer Arbeit als Oberkellner. Er ist immer mit Essen gekommen, das die Gäste übrig gelassen haben, oft waren die schönsten Fleischstücke dabei. Einmal in der Woche bin ich mit der Straßenbahn zu ihm gefahren, da ist noch die Straßenbahn zum Neuen Markt gefahren. Ich habe dann immer eine Eiscrème bekommen.

Ich weiß, dass wir alle drei Wochen an einem Sonntag Kinder von ausgesteuerten Kellnern eingeladen haben, die in einem Armenviertel in Ottakring gewohnt haben. Es waren neun oder zehn Kinder und es hat immer Schweinsbraten und Marillenknödel gegeben. Eigentlich auch arm, denn nur alle drei Wochen ein gutes Essen ... Mein Großvater hat aber gesagt: ‚Das muss sein.‘

Mein Großvater war bei den ‚Wiener Schwalben‘. Die ‚Wiener Schwalben‘ waren die Kellner von ganz Wien. ‚Schwalben‘ hat man sie wegen des Fracks genannt.

Zu Weihnachten wurden für hundert Kinder Tische gedeckt und es gab eine Bescherung. Die Kinder haben einen Zehn-Kilo-Sack Lebensmittel bekommen und sind eingekleidet worden. Meine Pepi-Tant‘, die Schwester vom Opapa, hat immer Kapperln gestrickt und Schals für diese Kinder gemacht. Ich habe damals als Mädel in den Sofiensälen ein Gedicht vor den Kindern aufgesagt.

Das Essen alle drei Wochen war bei uns zu Hause. Die Omi hat für die Kinder gekocht. Die armen Kinder waren immer nett angezogen. Es waren keine verwaorsten Kinder.

* Ausgesteuerte in der Ersten Republik: arbeitslose Personen, deren Unterstützung durch die zeitlich begrenzte Arbeitslosenversicherung ausgelaufen war.



Frau Loidolts Mutter,
Helene Pfeiffer, ca. 1930



Margarete Loidolt im Hof
Thaliastraße 42, ca. 1929



Jugendporträt von
Margarete Loidolt,
ca. 1941

„Ich weiß, dass wir alle drei Wochen an einem Sonntag Kinder von ausgesteuerten Kellnern eingeladen haben, die in einem Armenviertel in Ottakring gewohnt haben.“

Sie waren ganz schüchtern, die haben sich kaum zu reden getraut. Sie waren etwa acht, neun Jahre alt, meistens nur Mädchen, alle mit Maschen in den Haaren. Sie sind gekommen, ich habe ihnen meine Puppen gezeigt und mein Spielzeug in meinem Kabinett, die haben sich gar nicht getraut, etwas anzugreifen. Ich war aber auch schüchtern mit den vielen Kindern.

Zuerst haben die Kinder Schweinsbraten und zum Schluss Marillenknödel bekommen. Gegessen wurde bei uns in der Küche. Meine Großmutter hat rund fünfzig Marillenknödel gemacht, mit Zucker in der Mitte. Man hat schon gemerkt, dass die Kinder eine Freude hatten. Aber es war halt nur so kurz. Am nächsten Tag haben sie wahrscheinlich nicht viel gekriegt. Die Kinder sind von den Müttern gebracht und wieder abgeholt worden.

Die Kinder sind ungefähr zwischen 1932 und 1934 gekommen. Ich habe mich gefreut, wenn die Kinder gekommen sind. Ich wusste auch, dass es arme Kinder sind. Warum es dann aufgehört hat, weiß ich nicht.

Ich erinnere mich auch an den ersten Mai. Da sind sie in allen Trachten aus dem Liebhartstal gekommen: In den slowakischen Trachten und in den ungarischen Trachten sind sie bis in die Stadt marschiert. Die Fahrräder waren mit Nelken aufgeputzt. Ich habe mich immer gefreut und aus dem Fenster geschaut. Mein Poldl-Onkel, ein Bruder von der Omi, war immer der erste mit dem Taferl Ottakring und dahinter waren diese Trachten. Wir waren doch ein Vielvölkerstaat.

Ich sag' Ihnen, Ottakring ist meine Heimat.“

Erika Andraschky im
Franz-Novy-Hof mit
einem Kindheitsbildnis,
circa aus dem Jahr 1931

Erika Andraschky
geb. Por, *1928 in Wien

Man hat schon gehört, dass man **am Abend** **nicht vorbeigehen soll**

Erika Andraschky schildert als Wienerin, die bei den Großeltern im Burgenland aufgewachsen ist, die Freude über den Einzug in die neue Gemeindewohnung, das Zusammenleben mit den NachbarInnen und ihre Eindrücke vom angrenzenden *Negerdörfli*. Die gelernte Schneiderin zog nach ihrer Hochzeit im Jahre 1950 mit ihrem Mann in den Adelheid-Popp-Hof. Die Andraschkys hatten keinen direkten Kontakt zu den BewohnerInnen des *Negerdörfli*. Allerlei Gerüchte hörten sie dagegen schon.

Erika Andraschky

MAN HAT SCHON GEHÖRT, DASS MAN AM ABEND NICHT VORBEIGEHEN SOLL

„Gehört hat man, dass da Messerstecher leben sollen, aber das waren sie ja gar nicht. Es waren recht arme Leute, auch Arbeitslose dabei.“

„**Mein Mann war Angestellter in der Pensionsversicherungsanstalt.** Wir haben uns gefreut, als wir in den Adelheid-Popp-Hof gezogen sind. Für uns war das damals etwas Einmaliges. Die Wohnung hatte circa 48 Quadratmeter.

Als ich in den Adelheid-Popp-Hof eingezogen bin, hatten fast alle Kinder. Auf unserer Stiege waren überall nette Leute. Die Kinder haben uns immer begrüßt. Mein Sohn ist 1957 geboren. Mit ihm bin ich viel in die Gärten gegangen, zu den Hendln und den Hasen. An die Gärten mit den Hendln kann ich mich gut erinnern. Da sind wir immer zwischen den Gärten spazieren gegangen, hinter den Maresch-Häusern. Damals gab es in der Gegend noch viele Gärten und Kirschbäume.

Ich bin damals arbeiten gegangen, habe die Baracken schon gesehen, aber mit den Menschen keinen Kontakt gehabt. Gehört hat man, dass da Messerstecher leben sollen, aber das waren sie ja gar nicht. Es waren recht arme Leute, auch Arbeitslose dabei. Von der Weite habe ich mir gedacht, es ist ja unmöglich, dass die Leute in solchen Baracken wohnen. Es hat furchtbar ausgeschaut.

Zur Arbeit bin ich zum 46er hinuntergegangen. Da musste ich nicht am *Negerdörf* vorbei. Ich habe in einer Schneiderei in der Neulerchenfelder Straße gearbeitet, also auch in Ottakring. Später habe ich halbtags in der Ganglbauergasse in der Schneiderei gearbeitet. Ich bin fast nie direkt am *Negerdörf* vorbeigegangen. Es war aber nicht so, dass ich einen Bogen ums *Negerdörf* gemacht habe, aber man hat schon gehört, dass man am Abend nicht vorbeigehen soll.

An den Abriss der Baracken kann ich mich eigentlich gar nicht erinnern. Ich bin ja auch erst 1951 eingezogen und 1952 war schon alles weg. Die Baustelle nach dem Abriss ist mir schon aufgefallen. Der Novy-Hof ist dann recht schnell entstanden. Manche der ‚Negerdörfler‘ sind auch später in den Novy-Hof eingezogen.“



Erika Andraschky bei der Erstkommunion in Oberpullendorf 1936



Erika Andraschky mit ihrem Sohn Peter im Adelheid-Popp-Hof 1958



Hermine Kolarek
im Jahr 2012

Hermine Kolarek
geb. Weismann, *1944 in Wien

Ich hätte mir gewünscht, dass eine Tür aufgeht

Frau Kolarek lernte das *Negerdörfel* als Kind kennen, als sie von ihrer Mutter aus dem angrenzenden Rohrauerpark zum Wassertrinken hinübergeschickt wurde. Sie konnte bei ihren Kurzbesuchen nur einen Ausschnitt des Lebens im *Negerdörfel* sehen und hätte die „Negerdörfler“ gerne näher kennen gelernt. Mit welchen Erwartungen Frau Kolarek damals in die Siedlung ging und was sie alles beobachtete, hat sie in lebendiger Erinnerung.

Hermine Kolarek

ICH HÄTTE MIR GEWÜNSCHT, DASS EINE TÜR AUFGEHT

„*Ich wollte eigentlich etwas erleben, aber die Leute haben ganz normal ausgeschaut.*“



Hermine Kolarek, ca. 1950
(Spallartgasse, 1140 Wien)

Hermine Kolarek
bei ihrer
Erstkommunion
1952 (vor dem
Josefinum in
der Breitenseer
Straße)



„**Meine Mutter ging mit mir häufig in den Rohrauerpark**, da war auch noch ein städtischer Hort. Die Sandkiste war gemauert, über die bin ich einmal gestürzt, und man sieht noch heute die Wunde am Knie. Ich habe viel auf der Klopfstange geturnt, man hat ja überhaupt viele Kinder getroffen, ich war immer unglücklich, ein Einzelkind zu sein, ich war auch nicht im Kindergarten. Von Tag zu Tag hat man mit den Kindern gespielt, die gerade da waren. Meine Mutter hat schon immer wieder mit denselben Leuten getratscht. In den Rohrauerpark bin ich gegangen, bis ich ungefähr zehn war.

Zum Trinken hat man damals nichts mitgenommen. Meine Mutter hat gesagt, ich soll über die Gablenzgasse gehen, die war ja damals eine ganz ruhige Gasse ohne Autoverkehr, ins *Negerdörfel* Wasser trinken. Ins *Negerdörfel* bin ich alleine übergegangen. Am Anfang hat meine Mutter gesagt: ‚Schau doch da rüber, ob eine Bassena drinnen ist,‘ und später habe ich ihr nur mehr gesagt, dass ich rübergehe, um Wasser zu trinken und gleich wieder da bin. Mit anderen Kindern bin ich nicht rübergegangen. Meine Mutter ist nicht ins *Negerdörfel* gegangen, um Wasser zu trinken. Sie hat es ausgehalten, aber ich bin ja doch sehr viel herumgetobt.

Es war ein Holzbarackendorf. Ich bin jedes Mal in eine andere Stiege gegangen. Anfang der 50er Jahre hat man in Wien noch keine Schwarzen gesehen und ich dachte, wenn ich da rübergehe, um Wasser zu trinken, werde ich Leute aus dem Ausland treffen, denen man es halt ansieht. Die Bassena war immer im ersten Stock und ich musste die Holzterasse hinauf, und das hat mich gewundert, dass es Holzstiegen waren, weil in dem Haus, in dem ich früher gewohnt habe, das 1904 gebaut wurde, waren die Stiegen nicht aus Holz.

Ich wollte eigentlich etwas erleben, ich habe mich auch nicht gefürchtet, aber die Leute haben ganz normal ausgeschaut. Ich wollte Neger sehen, was nicht als Schimpfwort gedacht ist. Ich hatte damals auch eine Negerpuppe, und die wollte ich bestimmt auch nicht beschimpfen. Auch meine Mutter hatte keine Angst, mich rüberzuschicken. Ich habe gehofft, Schwarze zu sehen. Den einzigen Schwarzen, den ich kannte, das war ein Bub, der war ein Besatzungskind.

Ich habe selten Leute gesehen, aber ich finde nicht, dass sie besonders arm angezogen waren, damals waren eigentlich alle gleich angezogen, die Frauen hatten Schürzen. Von Konflikten habe ich überhaupt nichts bemerkt. Es war immer mucksmäuschenstill, ich hätte mir gewünscht, dass eine Tür aufgeht.

Es war normal, dass alles offen war. Ich bin auch nie mit der Angst hineingegangen, es könnte sich jemand daran stören, und es war auch damals nicht so. Es war klar, dass man in irgendein Haus hineingegangen ist und bei der Bassena getrunken hat, weil man eben kein Wasser mit hatte. Ich hatte keine Angst, dass jemand aus einer Wohnung herauskommt und mit mir schimpft, weil ich von der Bassena trinke. Es hat mich auch nie jemand gefragt, was ich da mache.“



Gerda König
im Jahr 2012

Dr.ⁱⁿ Gerda König
geb. Vik, *1939 in Wien

Mein Vater hat mir immer erzählt, während wir gegangen sind

Die Philosophin und Volkskundlerin Dr.ⁱⁿ Gerda König, Tochter von Theresia und Rudolf Vik, hat von ihrem Vater vom *Negerdörf* erfahren. Bei den allsonntäglichen Ausflügen nach Ottakring erzählte der Vater der damals siebenjährigen Gerda davon, wie er immer ins *Negerdörf* Fußball spielen gegangen war. Bei den langen Spaziergängen wurde so manche Geschichte geteilt, die Frau König in eigenen Worten zu Papier gebracht hat.

„**Mein Vater machte mit mir jeden Sonntag einen kleinen Ausflug**, nachdem er im Jahr 1946 aus dem Zweiten Weltkrieg nach Ottakring, in die französische Besatzungszone, heimgekehrt war. Meine Mutter konnte so ungestört in der kleinen Küche das karge Mittagessen zubereiten. Wir gingen in der Regel zwischen neun und zehn Uhr von zu Hause fort und waren pünktlich um zwölf Uhr wieder zu Hause.

An so einem Sonntag nun wanderten wir die Heigerleinstraße und Weinheimergasse bergab und überquerten die Ottakringer und Thaliastraße. Dann ging es wieder die Huttengasse bergauf zum Guttraterplatz. Von diesem Platz, der etwas erhöht liegt, zeigte mein Vater über die Mauer der Vorortelinie, heute die S 45 und U3, und sagte zu mir: „Das dort ist das *Negerdörfel*. Ich war ganz verwundert, dass ein *Negerdörfel* in Ottakring existierte. Ich dachte, da wohnten lauter ‚Neger‘. Was mein Vater aber verneinte.

Im Jahr 1911 wurden hier von der Sozialen Gemeinde der Schweiz Notstandsbauten errichtet. Jede Baracke hatte zwei beziehungsweise drei separate, direkt von der Straße über einen kleinen hölzernen Windfang zugängliche Eingänge, dann kamen Vorraum und Stiege in das Obergeschoß. Im Parterre und im ersten Stock befanden sich jeweils vier Wohneinheiten für die Familien. In einem Anbau gab es auch einen Gemischtwarenhändler, und andere hölzerne Zubauten dienten als Schuppen. Die frisch gewaschene Wäsche wurde von den Hausfrauen im Hof zum Trocknen auf Wäscheleinen gehängt.

Mein Vater meinte, dass im *Negerdörfel* Familien mit zahlreichen Kindern untergebracht wurden. Diese Familien wären nicht in der Lage, den Zins in normalen Zinshäusern an den Vermieter zu entrichten, da die Väter entweder arbeitslos, im Krieg eingezogen oder dort bereits gefallen waren.

In der Mitte der Barackensiedlung befand sich eine circa 42 mal 33 Quadratmeter große Rasenfläche, die von den vielen Kindern als Fußballplatz benutzt wurde. Mein Vater – Jahrgang 1908 – erzählte mir aus seiner Kindheit, dass er von der Wattgasse 3, die nur zwei Steinwürfe von dieser Siedlung entfernt war, ins *Negerdörfel* Fußball spielen gegangen war.



Gerda König zwischen ihren Eltern, Theresia und Rudolf, ca. 1948



Gerda König, ca. 1944

„Ich war ganz verwundert, dass ein Negerdörfel in Ottakring existierte. Ich dachte, da wohnten lauter ‚Neger‘.“

Nach der Schule hatte Vater seine Schultasche hinter dem Haustor in der Wattgasse abgestellt und war die Possingergasse bergauf gerannt. Er sagte mir, zu Hause sei eine ‚Weiberwirtschaft‘ gewesen, denn nicht nur meine Großmutter gab ihm Anweisungen, sondern es warteten auch schon die vier Schwestern mit zahlreichen Anliegen auf ihn. Er hatte drei große Schwestern, und die gingen schon sehr früh in die ‚Tabakregie‘ (Austria Tabak, heute eine Höhere Technische Lehranstalt) arbeiten. Mein Großvater, der Bäckergehilfe war, rückte schon 1914 in den Ersten Weltkrieg ein und ist im Jahre 1915 in Polen gefallen.

In einem der Gärten im *Negerdörfel* befand sich ein Kirschbaum. Dieser Baum war von einer Frau gemietet worden, um die Früchte zu ernten. Aber sobald die jungen Kirschen ins Gelbliche wechselten, waren sie auch schon von den zahlreichen Kindern verschlungen. Rot sind diese Früchte nie geworden.

Anfang der 1950er Jahre wurde das *Negerdörfel* geschleift und an seiner Stelle entstand in den Jahren 1952/1953 ein großer Gemeindebau. Dieser riesige Bau wird ‚Fanz-Novy-Hof‘ genannt und besteht aus mehreren Wohnblocks. Die neue Adresse lautet: Gablenzgasse 116, 1160 Wien.“

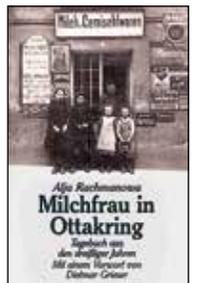


Milchfrau in Ottakring und Bewohnerin des *Negerdörfls*

Als im Jahr 1925 eine russische Emigrantin mit ihrem Mann und dem dreijährigen Sohn ins *Negerdörfl* einzieht, ahnt niemand, dass Galina Djuragin unter dem Pseudonym Alja Rachmanowa mit ihren Tagebuchaufzeichnungen „Milchfrau in Ottakring“ literarischen Weltruhm erlangen würde. Die „Milchfrau in Ottakring“ bildet den Abschluss einer Tagebuchtrilogie der 1898 als adelige Arztochter im Ural geborenen Schriftstellerin, die nach der Heirat mit einem Österreicher ins Exil gehen muss: zunächst nach Wien und Salzburg, schließlich in die Schweiz, wo sie bis zu ihrem Tod 1991 lebt. In Wien hält Alja Rachmanowa ihre Familie mit einem Milchladen über Wasser und ermöglicht so ihrem Mann das Universitätsstudium. Zum Schutz ihrer Familie in der Sowjetunion ändert sie im Buch die Namen der Protagonisten und verlegt das Milchgeschäft von Währing nach Ottakring.

Heutzutage würde man die Tagebuchaufzeichnungen der „Milchfrau in Ottakring“ als Bestseller bezeichnen: Bis 1938 wurden 600.000 Exemplare verkauft und das Werk in 21 Sprachen übersetzt. Auch in unserer Zeit hat das Werk nicht an Anziehungskraft verloren.

Kurze Zeit nach der Eröffnung ihres Gemischtwarenladens erhält Rachmanowa unzählige gutgemeinte Ratschläge, wie sie mit ihren zukünftigen KundInnen umgehen müsse. Treffend beschreibt sie dabei nachbarschaftliche Konflikte:



„Und dann erklären sie mir, dass, wenn ich der Frau Aschenbrenner verkaufen werde, zu mir die Frau Singer nicht einkaufen kommen wird, da die zwei schon drei Jahre nicht miteinander sprechen, nachdem Frau Aschenbrenner einmal Schnitzel briet und anbrennen ließ und dabei die Tür in den Korridor öffnete, so dass sie der Frau Singer den ganzen Gestank in die Wohnung hineinließ, die gerade einen Apfelstrudel buk, der ihr verbrannte, weil sie die Frau Aschenbrenner eine halbe Stunde lang bitten musste, dass sie die Tür in den Korridor zumache, und weil sie dann mit ihrem Manne solche Unannehmlichkeiten hatte, der sich den Apfelstrudel eigens für seinen Namenstag bestellt hatte ... Und wenn ich der Frau Hruby verkaufen würde, würde die Frau Oberhuber nicht kommen, weil die zwei einmal eine Ehrenbeleidigungssache hatten, da beide nämlich einen gemeinsamen Abort haben ...“

FOTOS: AMALTHEA SIGNUM VERLAG, 5. AUFLAGE 2012, KANTONSBIBLIOTHEK THURGAU

Leopold Barschandt

DAS WICHTIGSTE WAR, WIE GUT EINER FUSSBALL SPIELEN KANN

So, wie Fußball heute allorts Thema ist – ob als Möglichkeit, sich auszutoben oder als Menschen verbindender Sport – so beschäftigte das Spiel mit dem Lederball einst auch die Gemüter im *Negerdörfli*. Zeitzeuge Paul Vodicka berichtet, dass es viele Burschen gab, die wie er selbst in der Jugendmannschaft der Helfort* aktiv waren, weshalb sich „viel am Helfort-Fußballplatz abgespielt“ habe. Ernst Viehtauer erzählt von den Verbindungen der Jungen aus dem *Negerdörfli* und dem umliegenden Grätzl, die sich über das Fußballspiel ergaben. Dabei habe nicht die Herkunft der Buben im Vordergrund gestanden, denn: „Das Wichtigste war, wie gut einer Fußball spielen kann.“

Und gut hatte vor allem wohl einer gespielt: der „Negerdörfler“ Leopold Barschandt, aus dem im Laufe seines Lebens ein prominenter Fußballer und Stammspieler im Dress der österreichischen Nationalmannschaft wurde. Viele der ZeitzeugInnen erinnern sich an ihn, so zum Beispiel Gertrude Stika: „Der Barschandt war ein fescher Bursch, die Mädchen sind bei ihm Schlange gestanden. Er war sehr sympathisch und hat ein freundliches Wort für jeden übrig gehabt. Deshalb war er bei allen sehr beliebt. Er hat beim Gaswerk gearbeitet und regelmäßig im *Negerdörfli* die Gaszähler gewartet, für die Gasöfen, auf denen wir gekocht haben. Er war ein paar Jahre älter als ich, deshalb habe ich mit ihm nicht so viel zu tun gehabt, aber er hat auch mit den jüngeren seine Schmähs gemacht, die Jugend ist ja im *Negerdörfli* immer zusammengetroffen. Seine Mutter habe ich flüchtig gekannt, manchmal habe ich sie gesehen, wenn sie beim Sedlak** einkaufen war.“

Genau wie der Sedlak-Sohn oder Vodicka spielte auch Barschandt bei der Helfort Fußball. Und genau hier begann Barschandts Karriere, im Herzen Ottakrings. Später wechselte der junge Barschandt in die Mannschaft des *SC Gaswerk*. 1950 kam er schließlich zum *Wiener Sport-Club (WSC)*, der bis 1960 sein Stammverein blieb. In dieser Zeit feierte Barschandt seine größten sportlichen Erfolge. Mit dem WSC gelang es ihm, zwei Mal den nationalen Meistertitel zu holen. Auch im Europapokal der Landesmeister leistete Barschandt seinen Beitrag: Zwei Mal konnte das Team ins Viertelfinale einziehen. Der Höhepunkt in Barschandts Fußballkarriere dürfte aber sein Einsatz in der österreichischen Nationalelf gewesen sein, mit der er 1954 das Halbfinale der Fußball-Weltmeisterschaft in der Schweiz bestritt – bis heute die höchste Platzierung, die je eine österreichische Nationalmannschaft erreichte.

Und ein „Negerdörfler“ war mit dabei: Leopold Barschandt spielte für Österreich auf der Position des linken Verteidigers neben Ernst Happel und Gerhard Hanappi. Barschandt erlebte bei der WM 1954 die legendäre „Hitzeschlacht“ von Lausanne, bei der Österreich gegen die Schweiz im Viertelfinale mit 7:5 gewann, obwohl der österreichische Tormann das Tor nach einem Sonnenstich nur mehr taumelnd verteidigen konnte – zu einer Zeit, als es noch keinen Spieleraustausch gab.

* Bis heute existierender Ottakringer Fußballverein, SPC Helfort Wien

** Greißler im *Negerdörfli*



LEOPOLD BARSCHANDT

Das Wichtigste war,
**wie gut einer
Fußball spielen kann**

AUSTRIA WOCHENSCHAU

AUSTRIA WOCHENSCHAU



Austria
Wochenschau

Ausblick: **Vom Negerdörfl zum Franz-Novy-Hof**

Im August 1952 wurden die letzten BewohnerInnen aus dem *Negerdörfl* abgesiedelt und die Abbrucharbeiten im darauf folgenden Jahr zu einem Ende gebracht. Am 11. September 1954 kam es in Anwesenheit Tausender Wiener und zahlreicher Mitglieder der Bundesregierung sowie der Wiener Stadtregierung auf dem Areal des ehemaligen *Negerdörfls* zur Grundsteinlegung der 100.000sten Gemeindewohnung durch Bundespräsident Dr. Theodor Körner und Bürgermeister Franz Jonas.

Austria Wochenschau

AUSBLICK: VOM NEGERDÖRFL ZUM FRANZ-NOVY-HOF

Die Austria Wochenschau berichtet: „Ein stolzer Tag für Wien. Auf dem fahnen geschmückten Festplatz in Ottakring ist der Bundespräsident erschienen. Der Grundstein zur 100.000sten Wiener Gemeindewohnung wird gelegt. Auf den Gründen des *Negerdörfels*, eines Elendsviertels auf der Schmelz, wird ein neues, gesundes Wohnviertel entstehen. 400.000 Menschen wohnen nunmehr in den Wiener städtischen Wohnhausanlagen, das sind so viele wie in den Städten Linz, Innsbruck und Bregenz zusammen.“¹⁾

Auch ein monumentales Mosaik an der Fassade Koppstraße erinnert an die Grundsteinlegung. Die Inschrift besagt: „Wo sich ein Kreis von Schöpfern findet, / Wächst hunderttausendfache Saat: / Denn Menschen, Raum und Zeit verbindet / Zum Wohle immer nur die Tat.“ Zahlreiche Architekten und drei Architektinnen halten Modelle der von ihnen geplanten Gemeindebauten in Händen.

Die neu errichtete Wohnhausanlage wurde nach dem Stadtrat für Bauwesen Franz Novy benannt, der als zentrale Figur beim Wiederaufbau des zerstörten Wiens wirkte. Am 23. Juli 1956 erfolgte im Franz-Novy-Hof schließlich die feierliche Übergabe der 100.000sten Gemeindewohnung seit Bestehen der Ersten Republik. Stadtrat Leopold Thaller übergab einen goldenen Schlüssel an die Mieter der 100.000sten Gemeindewohnung, und Bürgermeister Franz Jonas meinte: „Mit der Übergabe der 100.000sten Wohnung begehrt die Stadtverwaltung und damit die gesamte Wiener Bevölkerung ein Jubiläumsfest. Es ist das Jubiläum eines Gemeinschaftswerks [...]. Als Bürgermeister der Stadt Wien erkläre ich diese Wohnhausanlage für eröffnet. Sie soll den Namen eines Pioniers des sozialen Wohnhausbaus tragen und Franz-Novy-Hof heißen.“²⁾

¹⁾ Filmarchiv Austria, Austria Wochenschau 1954

²⁾ Arbeiter-Zeitung, Nummer 170 vom 24.7.1956, Seite 1



Die Austria Wochenschau berichtete 1954 von der Grundsteinlegung der 100.000sten Gemeindewohnung auf dem Areal des ehemaligen *Negerdörfels* im heutigen Franz-Novy-Hof.



Keramikmosaik an der Fassade Koppstraße

V.l.n.r.: Alexa, Patrik und
Clemens, SchülerInnen der
KMS Koppstraße 110/II



*Alexa, Patrik
und Clemens*
SchülerInnen der
KMS Koppstraße 110/II

Anno dazumal im *Negerdörfl*

Im Sommersemester 2012 begab sich auch die 2A der KMS Koppstraße 110/II im Unterricht auf Spurensuche in Ottakring. Die SchülerInnen recherchierten historische Fakten zum sogenannten *Negerdörfl* und ließen sich von Fotos der einstigen Barackensiedlung inspirieren. Schließlich ließen sie ihrer Phantasie und ihren Gedanken zum damaligen Alltagsleben freien Lauf und verfassten bemerkenswerte Texte über eine Zeit, an die sich selbst ihre Großeltern kaum noch erinnern.

Alexa, Patrik und Clemens
ANNO DAZUMAL IM NEGERDÖRFL

Alexa

Einst und jetzt

Sicherlich denken heute die meisten der Jugendlichen, dass das Leben der Kinder im *Negerdörf* keinen Spaß gemacht hat. Ein Alltag mit vielen Entbehrungen. Kein PC, kein Handy, keine Computerspiele ... oh, wie langweilig!!!

Doch ich glaube, dass das Leben der „Negerdörf“ Kinder gar nicht so schlimm und eintönig war, wie wir heute vielleicht annehmen. Sie hatten zwar keinen Computer, kein iPhone, kein iPad oder andere elektronische Geräte so wie wir jetzt, dafür aber viel Freiheit. Damit meine ich, dass sie viel Zeit mit ihren Freunden im Freien beim Spielen verbringen konnten. Auf Bildern, die die Barackensiedlung zeigen, kann man deutlich erkennen, dass diese mit viel Grün umgeben war. Vor jedem Hauseingang befand sich eine kleine überdachte Holzveranda. Dort konnten die Kinder auch bei Regenwetter draußen spielen und hatten dabei, so denke ich, sicherlich viel Spaß.

Clemens

So stelle ich mir den Alltag im *Negerdörf* vor

Im *Negerdörf* wohnen viele kinderreiche Familien und das ist toll, weil man stets Spielgefährten und Gesprächspartner hat. Gleich nach der Schule kann man seine Freunde treffen und auf der großen Wiese, die zwischen den Baracken liegt, Fußball spielen. Die Bälle basteln wir aus alten Stoffen und umwickeln sie mit Schnüren. Aber auch im Winter, auch wenn uns Kindern oft kalt ist, haben wir viel Spaß. Denn dann treffen wir uns auf der Rodelwiese und rutschen auf kleinen Metallschlitten den Hang hinab. Wenn es dunkel wird, warten unsere Mütter schon mit dem Abendessen, und beim Schein der Petroleumlampen essen wir alle gemeinsam das einfache, aber gut zubereitete Mahl.

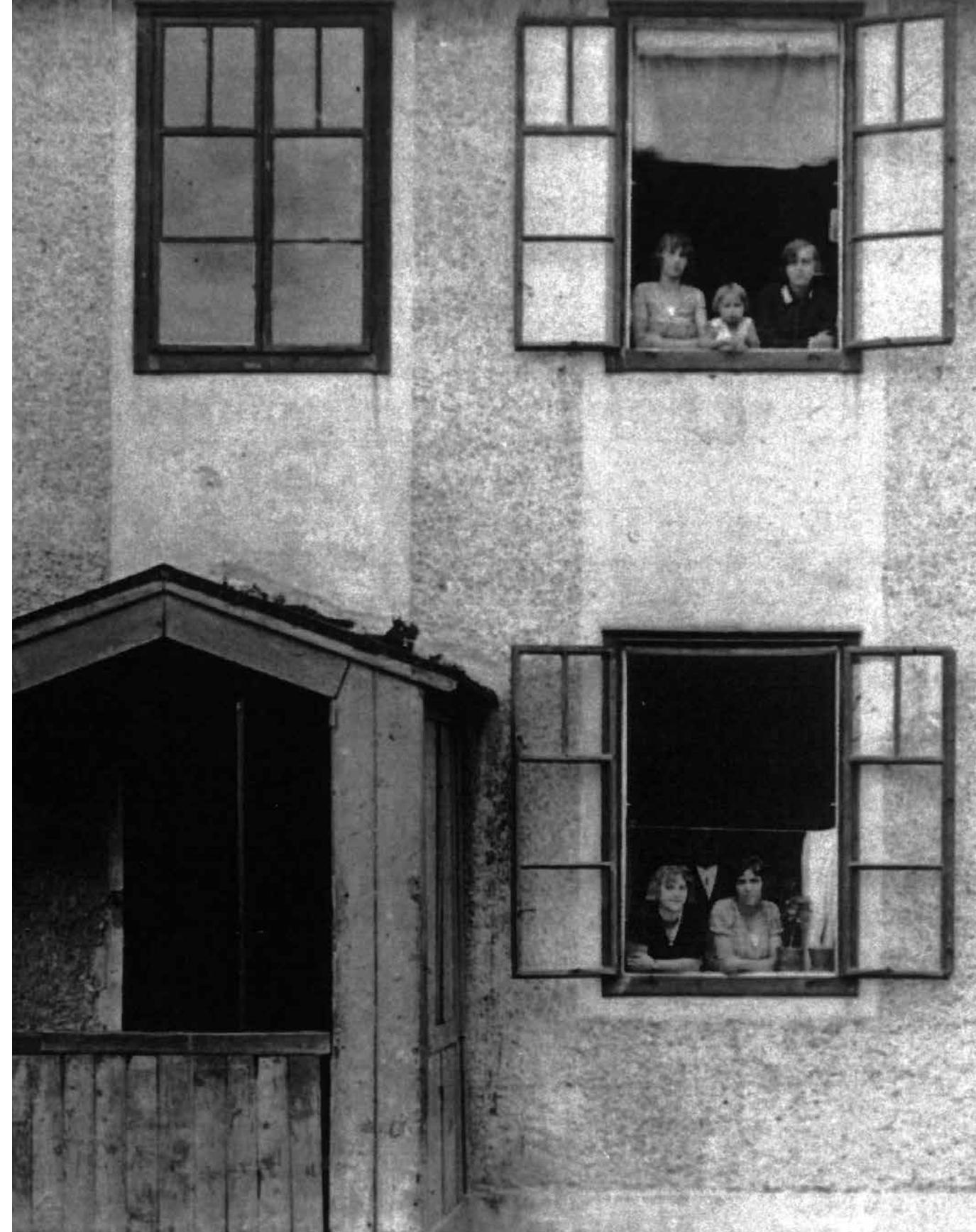
Patrik

Das Leben im *Negerdörf* in Ottakring

Das Leben der Kinder war sicherlich nicht amüsant. Im *Negerdörf* gab es keinen Strom, daher auch keinen Fernseher, keinen Computer oder andere Geräte, die mit Strom betrieben werden.

Die Wohnverhältnisse waren sehr beengt, und auf wenigen Quadratmetern mussten Junge und Alte zusammenleben. Das war sicherlich nicht einfach und ist heute kaum vorstellbar.

Wenn wir das Leben von damals mit unserem vergleichen, müssen wir sehr dankbar sein, denn unser gegenwärtiges Leben ist viel leichter, bequemer und gemütlicher.





Spurensuche in Ottakring Damit es nicht verloren geht...

Den Impuls zur „Spurensuche in Ottakring“ verdankt **wohnpartner** dem Zeitzeugen Paul Vodicka: aufgewachsen im *Negerdörfel* und Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, ist er ein durch und durch politischer Mensch geblieben.

Das **wohnpartner**-Team 14_15_16 bedankt sich an dieser Stelle bei Paul Vodicka für seinen Einsatz beim Entstehen des Projekts „Spurensuche in Ottakring“ sowie seine wertvollen Anregungen und Beiträge zur Geschichte des *Negerdörfels*.

Ebenso dankt **wohnpartner** allen ZeitzeugInnen für ihre Offenheit, Geduld und ihr Interesse, die zur engagierten Mitarbeit an der vorliegenden Publikation geführt haben (in alphabetischer Reihenfolge): Erika Andraschky, Anna Brandstetter, Brigitte Brzezowsky, Aurelia Friedrich, Gertraude Grill, Alice Hinterleitner, Christine Hörmann, Else Klejna, Hermine Kolarek, Gerda König, Berta Later, Margarete Loidolt, Herta Menzel, Josef Pöcher, Anna Schwarz, Gertrude Stika, Christine Trinkl und Ernst Viehtauer. Darüber hinaus freut sich **wohnpartner** über die tatkräftige Unterstützung unserer KooperationspartnerInnen. Ihnen allen ein herzliches Dankeschön! Bezirksvorstehung Ottakring, Bezirksmuseum Ottakring, Bilinguale Mittelschule und neue Mittelschule Koppstraße 110/II, Amalthea Signum Verlag, Filmarchiv Austria, Kantonsbibliothek Thurgau.

Danksagung



Das Projektteam „Spurensuche in Ottakring“ bedankt sich bei allen Mitwirkenden.

Impressum

SPURENSUCHE IN OTTAKRING

Impressum:

Herausgeber: Wohnservice Wien Ges.m.b.H.; **Bereich:** Marketing und Public Relations; Adresse: Taborstraße 1–3, 1020 Wien **Text:** Dinah Lepuschitz-Stocker, Barbara Schwarz, Anna Rauscher **Fotos:** Dinah-Lepuschitz-Stocker, Susanne Meitz, Sabine Hauswirth, Bezirksmuseum Ottakring, Privatbesitz der ZeitzeugInnen, Kantonsbibliothek Thurgau, Amalthea Signum Verlag, Agentur Votava, Filmarchiv Austria, Wilfried Blaschnek **Gestaltung:** Bernhard Rothkappel, Wilfried Blaschnek; www.technographic.at **Druck:** Wograndl Druck, printed in Austria **Stand:** Oktober 2012

wohnpartner Bibliothek Band **2**



Spurensuche in *Ottakring* *Wiener Geschichte(n) aus erster Hand*

wohnpartner – das Nachbarschafts-Service im Wiener Gemeindebau – begab sich auf Spurensuche und sammelte spannende und berührende Geschichten von ZeitzeugInnen. Sie erzählen, wie die Menschen im ehemaligen „Negerdörf“, auch in schwierigen Zeiten zusammengehalten haben. Das Ergebnis ist eine gemeinsame Reise durch 100 Jahre lebendige Zeitgeschichte mit einmaligen persönlichen Einblicken.

www.wohnpartner-wien.at